Bekenntniſſe

der

Gräfin Lichtenau

ehemahligen

Madame Rietz.

Aus

ſchriftlichen Urkunden gezogen

vom

Mann mit der rothen Mütze.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Pyrmont 1798.

Hist. Boruss.

Der Tag der Rache iſt erſchienen,
zu quälen dieſe Höllenbrut;
Ihr Gram ſoll uns zum Spotte dienen;
Wir durſten nur nach Tod und Blut.

Die Gequälten

Meine Bekenntniſſe.

Ich bin in einer kleinen Stadt, Deſſau genannt, geboren, als eben ein ſchrecklicher Komet ſich mit ſeinen Stralenſchwanze, den beängſtigten Einwohnern meiner Vaterſtadt fürchterlich, Peſt, theure Zeit, Krieg und Elend drohend, zeigte. Das heiſt, im Jahre nach Chriſti Geburt Tauſend Siebenhundert und — die kleinere Zahl wird jeder leicht hinzuſetzen können, der in der Geſchichte der Kometen bewandert iſt. Mein Vater, Gott habe ihn ſelig, war ein ehrlicher Mann, der ſich, ſeine Frau, meine Schweſtern und mich von ſeiner Profeſſion ernähren mußte, er hieß Encke, war Trompeter, es war aber auch darnach. Hätte meine Mutter nicht mannichmal ſo etwas extra verdient, ſo war's

uns noch viel schlimmer ergangen. Aber das liebe Weib sah immer, wo sie so viel erwerben konnte, daß mein Vater als ein ehrlicher Mann die Woche zwei bis dreimal Fleisch essen konnte. Das war ihm auch sehr behaglich, und er machte desbalb wegen seiner lieben Hausfrau manches wohlverdiente Kompliment.

Mein Vater wurde endlich zur Kronprinzlichen Kapelle nach Potsdam verschrieben, und wir nahmen unsern Aufenthalt in Berlin. Hier setzte meine Mutter ihre alte Lebensart fort, und hatte reichlichen Erwerb. Auch meine älteste Schwester und mich suchte sie so unter der Hand an reiche Wollüstlinge oder übersatte Ehemänner zu verhandeln, wofür immer Uhren, Kleider und baares Geld erfolgten.

Diese Art von Wohlhabenheit behagte meinen Vater; nur zuweilen fiel es ihm ein, ich weiß nicht worüber, rappelköpfisch zu werden, und meiner lieben, nahrhaften Mutter ihre ehelichen Pflichten handgreiflich zu demonstriren. Es war eben ein Schaltjahr, an meinem vierzehnten

Ge

Geburtstage, denn meine Mutter hatte mich am neunundzwanzigsten Tage des Monats Hornung zur Welt geboren, als mein Vater sich mit meiner Mutter so stark in diesem Hörner-Monat überwarf, daß er vor Aerger auf der Stelle starb.

Meine Mutter war nun Wittwe, und uns ging es vortreflich. Wir hiengen alle, da der Vater todt war, unser Schild zu Berlin öffentlich aus, und genirten uns um so weniger, da wir einmal schon im Rufe waren. Unsre Mutter sorgte nur immer, fleißig die Vögel anzulocken, jungen Leuten die Börsen methodice auszuleeren, und alberne Gecken kahl zu machen. Unser Haus glich einer wahren Toleranzbude: Juden und Christen einigten sich da bey uns.

Meine älteste Schwester hatte das Glück, dem * * * zu gefallen, und er wählte sie zu seiner Maitresse.. Ich mußte zu der Zeit meine Schwester bedienen, und trieb so nebenbei mein Handwerk im Stillen fort, denn es hatte sonen

goldenen Boden. Warum hätte ich auch arbeiten sollen, da mir die Liebhaber so vollauf brachten? Dukaten und schöne Kleider, das war mein Wahlspruch, und dafür konnte mich jeder haben. Meine Schwester verfah es einmal mit dem ***, denn sie pflegte nebenbei sich von einem schiefischen Grafen, Matuschka genannt, in der Liebe bedienen zu lassen. Sie saß eben auf einer Ottomane, ihrer Kleider völlig entledigt, und brachte ihre schwellenden Brüste dem gierigen Grafen zur Schau, als mit einmal der *** hereintrat. Seine Augen funkelten vor Zorn, und im ersten Augenblicke seiner Wuth, riß er meine Schwester bei den Haaren von der Ottomane, gab ihr einen Tritt im Hintern, und zerschlug Spiegel, Porzellangläser und andre Meublen, die im Zimmer waren. Der Graf entfloh nur mit Hülfe meiner Mutter zum Fenster hinunter, und dankte Gott, daß er noch mit dem Leben davon gekommen war, denn der *** wollte ihn durchbohren.

Meiner Mutter machte er die schrecklichsten Vorwürfe, nannte sie eine Kupplerin u. d. gl. Dies schmerzte meine gute unschuldige Mutter recht tief. Sie nahm mich bei der Hand und trat vor den * * * und sprach: Ihro * * ich kann bei Gott und allen Heiligen nichts dafür! das Mensch hat sich den Grafen selbst gewählt. Ich bin so unschuldig wie das Kind im Mutterleibe. Nehmen Sie hier mein Minchen dafür; sie wird Ihnen treu seyn, sie wird Sie die Freuden der Liebe im vollesten Maaß empfinden lassen, und neue Kraft in Ihre Adern ergießen. Sehen Sie nur ihren schönen runden Busen (hier nahm meine Mutter mir das Halstuch weg) sehen Sie, wie die kleinen runden Närrchen dem Mieder zu entquillen streben. Betrachten Sie dies feurige Auge, diesen schönen Wuchs, die herrlichen Lenden, und das unberührte Rosenknöpschen. Ach! mein Minchen ist das Reh im hohen Liede Salomonis, nach dem der Hirsch hüpft und springt. Noch überzieht jungfräuliche Röthe ihre Wangen; aber bald

bald wird sie verfiegen, wenn Sie das klein
Schäfchen scheeren, und das goldne Knöpschen
brechen werden; wenn sie Ihnen den ersten Sohn
überreicht, den Sie in wonniger Liebe mit ih
zeugen. — Der [illegible] lächelte und ward wieder
besänftiget, und ich von der Zeit an seine aus
erwählte Beischläferin.

Ununterbrochen vergnügt lebte ich mit dem
***, allein sein Oheim der damals regierende *
mischte sich darein und mißbilligte laut: daß e
einige Kinder mit mir erzeugte, und nannte mich laut
vor der Welt seine Maitresse nannte. Er meynte
es zieme den künftigen Herrscher einer großen Na
tion nicht, sich von Weibern und Müßiggängern
gängeln und am Narrenseil lenken zu lassen. Sol
che Kreaturen pflegten gewöhnlich Leute um sich
zu haben, die kein Rechtschaffner seiner Achtung
werth achten könnte, weil sie gewöhnlich durch
solche Buhlerinnen sich bis zu Günstlingen em
por schwängen, und dann in den wichtigsten An
gelegenheiten des Landes Völker verriethen, die
Quellen des Reichthums erschöpften, und Ge
wal

walt und Unrecht ausübten; und was des tollen Zeugs noch mehr war. Der ***, der sich wohl etwas vor seinem alten Oheim fürchtete, rieth mir, mich so lange, bis die kleine Gewitterwolke vorüber wäre, nach meiner Vaterstadt zu begeben, und dort so lange zu harren, bis sich besser Wetter zeigte. Ich reiste also mit meiner Mutter nach Dessau, und kam daselbst mit einem Sohn in die Wochen. Hier kam der *** öfters zu mir, und wir ergötzten uns dann recht wennialich.

Um den alten ** ganz zu beruhigen und unser Spiel ungestörter forttreiben zu können, schlug mir der *** eine Heurath mit seinem Kammerdiener Riez vor, und meynte, der Oheim würde um so eher mich vergessen, und seine und meine Feinde würden um so mehr schweigen, wenn ich die Frau des Kammerdieners wäre. Ich gieng den Handel ein, ward die Frau des Riez und kehrte wieder ruhig nach Berlin. Dem alten * wurde beigebracht, daß ich ein dummes intriguenloses Bau-

ern-

ernmensch ohne Kopf und Erziehung wäre, die auch nicht entfernt im Stande seyn würde, nur auf irgend eine Art den " " zu lenken oder wohl gar in auswärtige Händel zu verflechten. Der Alte wurde dadurch beruhiget und ich genoß in ungestörter Ruhe meinen Liebling.

Nun kam der erwünschte Zeitpunkt, daß der Alte starb, und mein Geliebter " " wurde. Ich hatte also ein offenes Feld zu würken, und jetzt erst ließ ich mein System, den " " ganz zu fesseln und durch ihn zu würken, ohne Maske sich selbst entfalten.

Wehe thut es mir jetzt, das bekenne ich reuig, den guten und mit allgemeinem Wohlwollen begabten " " durch meine Arglist und Bosheit um die Liebe seines Volkes gebracht zu haben. Ach! wie theuer war ihm nicht diese Liebe, und wie oft hat er mit herzlicher Freude geäußert: Gottlob! mein Volk ist glücklich, und ich dadurch selbst! — Dies war Täuschung; denn ich, und die ihn umgaben, ließen ihm nicht Zeit, in das Innere seiner Regierung zu blicken, und

ſo war er betrogen, und glaubte alles um ſich her glücklich.

Meine Kreaturen, die zu meinem Komplott gehörten, raubten ihm durch die ſchändlichſten Mittel die Liebe ſeines Volks, und bemeiſterten ſich ſeiner ganz. — Aber ich lenke wieder ein.

Fürſtliche Paläſte waren nun mein Eigenthum und Königl. Pracht herrſchte nun in meinen Sälen und Zimmern. Miniſter, Generale, Fürſten und Grafen hofirten der Fürſtl. Concubine, und alles beeiferte ſich um meine Gunſt, dem ** zu gefallen. Natürlich, daß Neid und Mißgunſt auf meinen Tritten lauerten; man beneidete mich um das ſchöne Vorrecht, die Geliebte eines großen ** zu ſeyn. Und ſiehe da, es fand ſich Gelegenheit, meinen Sturz zu bewirken. Der **, gewohnt in der Liebe öftre Abwechſelung zu haben, verliebte ſich in ein Fräulein des Hofes, das Mutter Natur mit allen Reizen körperlicher Schönheit ausgerüſtet hatte, B — war ihr Name, und noch nennt ihn jeder Rechtſchaffne mit Achtung. Das Fräulein

B —

V — widerstand ihm zwar anfänglich, da ab
ter * * heftiger in sie drang, und man von Se
ten des Adels in sie stürmte, so ergab sie sich u
ter der Bedingung: an die linke Hand getrau
zu werden. Ein ganzes Jahr lebte der * * in
Besitz der V — zufrieden und ruhig, zeugt
sogar einen Sohn mit ihr, und ich wäre beina
he ganz darüber vergessen worden, hätte nich
noch zur rechter Zeit eine Tasse Chokolade mic
von einer verhaßten Nebenbuhlerin und den *
von einer liebekranken Schwärmerin befreit
Nun war ich wieder Königin im Spiel, un
beherrschte wieder ganz den * *. Alles, wa
nicht zu meinen Plan und Absichten paßte, war
aus dem Gesichtskreis des * * gebracht, und nu
Personen, die mir ergeben waren, stand der Zu
tritt in's Kabinet offen.

Auch mein Mann hatte nun ein offenes
Feld zu würken und sich Schätze zu sammeln.
Mich ärgerte es oft, wenn ich Männern, die
schlechterdings nicht abzuweisen waren, keine
Hindernisse in den Weg legen konnte, den *

zu sprechen, denn mir war immer bange, sie möchten ihm einmal die Augen öffnen.

Es war einmal Zeit, von meinen Reichthümmern den gröſten Theil in Sicherheit zu bringen, deshalb schützte ich eine Reise nach Italien vor, und suchte dort meine Gelder gut unterzubringen. Da ich gröſtentheils als Fürstin lebte, mußte der * * beim Wiener Hof für mich den Titel Gräfin von Lichtenau begehren. Er ward mir bewilliget, und ich ließ mich von Riezen scheiden, um als Gräfin gemäß meinen Stand behaupten zu können. Von nun an war ich bey meiner Rückkunft von Italien fähig, alle Hofzirkels und Assembleen besuchen zu können. Meine Tochter, die den Titel Gräfin von der Mark erhalten, mußte nun einen Grafen heurathen, und der * * gab ihr, seiner Tochter, eine reiche Aussteuer mit. Es meldeten sich mehrere, unter denen der Stollberg den Vorzug erhielt.

Da der * * Unterhaltung liebte, so sah' ich es gern, das W — und B — ihn mit Rosenkreuz

kreuzzereyen und magischen Gaukelspielen unterhielten. Bei diesen Bauchrednern verlor ich nichts, und dadurch konnte man den * * bereden, zu was man wollte. Grade in diese Periode fällt es auch, wo ich die mehresten Hofämter mit Kreaturen von meinem Schlage besetzte. Alles, was der * * that, sprach und unternahm, wurde mit treulich wieder rapportirt. So konnte es nicht fehlen, der * * blieb unveränderlich in meinem Garne.

Der Französische Krieg brach aus, und nun war ich so eigentlich recht in meinem Elemente." B — wurde vom Wiener und dem Englischen Hofe gebraucht, die Sache beim * * in's Geleis zu bringen, und er mußte sogar einigemal nach Wien und Italien reisen. Die Coalition ward beschlossen, und wir gingen nach Frankreich. — Dieser Krieg war mir erwünscht. Denn da der * * nunmehr beschäftigt war, so brachte ich ihm manche Zügellosigkeiten des Volks näher vor die Augen, und ich konnte, da so viel aufging, deste mehr in meine Kassa fließen las-

sen.

sen. Das meiste brachte mir aber Oesterreich und England ein, die mich durch ihre Unterhändler reichlich bezahlten, damit ich den ** beredete, von der Coalition nicht abzugehen. Vorzüglich hat Pitt durch seinen Vetter Temspelton, der mir lange Zeit den Hof machte, in meinen Palais wohnte, bei mir speißte, mit mir ausfuhr, mich sehr in sein Interesse zu ziehen verstanden. Geld war jetzt meine Losung, wie damals, als noch Juden und Christen bei Minchen Encken in der Spandauerstraße verkehrten. Schade! daß dieser Krieg oder wenigstens die Coalition nicht länger bestanden, vielleicht hätte ich dann mein Projekt, mir ein Fürstenthum zu kaufen, wirklich realisiren können. Der Zufluß an Geschenken war wirklich fürstlich.

Wir kehrten unverrichteter Sache wieder heim, und nun suchte ich den ** durch Vergnügungen aller Art zu fesseln. In meinem Palais hatte ich ein niedliches Theaterchen, wo ich dem ** die ausgesuchtesten Stücke für die Sinne und

die

die Augen gab. Meine Schauspielerinnen waren die schönsten Mädchens Berlins, und ich ließ sie größtentheils in puris naturalibus mit leichtem Flor oder dünnen seidenen Strumpf gekleidet erscheinen um den * * immer mehr zu reizen. Eben so wählte ich meine Vorstellungen größtentheils aus der Mythologie: Jupiter und Léda; Venus und Amor; Hymens Nachtwache; die Auflösung des jüngfräulichen Gürtels; die Priappischen Opfer u. d. gl. waren die Gegenstände, die ich dem wollüstigen Auge des * * vorsetzte. Ein bekannter großer Gelehrte Berlins machte den Directeur meines Spectacles, und schmunzelnd zog er die Präsente des freudetrunkenen * * und lästerte in seinen Schriften die Maitresse des * * nicht mehr.

Einige Unruhen, die zu der Zeit in den Provinzen, namentlich in B — vorfielen, gaben mir die schönste Veranlassung, den * * dahin zu disponiren, daß er alle Schriften, die von Gleichheit, Freiheit und den angebornen

Rech-

Rechten der Menſchen ſprachen, und wo überhaupt geſunder Menſchenverſtand anzutreffen war, verbot und ihnen die Cenſur-Freiheit unterſagte.

Eine Art von Inquiſition, die auf mein Veranlaſſen im ganzen Lande verhängt wurde, verſchaffte mir Gelegenheit, diejenigen Brochuren kennen zu lernen und zu unterdrücken, die mich in nuce der Welt darſtellten; oder wenn ja irgend ein verwegener Scribler den Frevel ſo weit trieb, die Schreibfreiheit zu übertreten: ſo wußte ich durch meine Helfershelfer dem * * dieſes Bubenſtück als ein Attentat gegen die Majeſtät ſelbſt zu ſchildern, worauf denn ewiger Arreſt oder Verbannung aus dem Lande erfolgte, wie dies der Fall mit den Kaufleuten Z — C — dem Doktor R. und den Hauptmann L — war.

Ueberhaupt genommen beherrſchte ich und mein Anhang zu der Zeit den guten * * auf eine faſt beiſpielloſe Art, und meinen Druck und meine despotiſche Geißel fühlten die Unterthanen ſchwer. Freimüthigkeit in den wiſſenſchaftlichen

lichen Untersuchungen, Herzlichkeit und Offenheit in der gegenseitigen Mittheilung und froher Muth in den geselligen Cirkeln waren verschwunden. Allenthalben fürchtete man meine Späher. Gerechte Richter, die da nach Vernunft und Recht sprachen, wurden kassirt, aufgeklärte Prediger ihres Amts entsetzt, und des Landes verwiesen, wichtige Prozesse untergeschlagen, weil diese gegen mich und meinen Anhang ausfallen mußten. Oeffentliche Aemter besetzte ich hin und wieder mit meinen Kreaturen, schmiedete sogar Verhaftsbefehle und falsche Kabinetsordern, belohnte Denunziationen der Horcher und Hetzhunde mit Ehrenstellen oder großen Geldsummen, und ließ sogar ein Fräulein sans rime et sans raison arretiren, die die Frechheit hatte, sich dem ** als Geliebte aufdringen zu wollen. Mit einem Worte, was nicht durch meine Hände gieng, oder nicht zu meinem Plane taugte, das muste vertilgt und vernichtet werden. Einen Beamten, der schon einigemal Kassendefekte gemacht hatte, und sich unter meinen

Schutz

Schutz begab, ließ ich adeln, und verschafte ihm den wichtigen Posten eines Obersten Hof- und Criminalrichters. Dafür mußte er aber auch bei Fällen, die mich oder meinen Anhang angiengen, immer so sprechen, wie ich es gesprochen haben wollte. Da er mir einmal bei den oben benannten fremden Fraulein, von Belderbusch war ihr Name, zuwider seyn wollte, so ließ ich durch meinen Einfluß es dahin vermitteln, daß der Widerspenstige kassirt und aus der Stadt verwiesen wurde. Eben so ging es der Grafin D — und dem Geheimerath G — die man in den Verdacht des Vergiftens brachte, und daher die P — Staaten räumen mußten. — So weit brachte es zu der Zeit die Trompeterstochter, die noch vor 30 Jahren für einen Thaler zu haben war.

Und Rieß, mein ehemaliger Mann, harmonirte in diesem Punkt so ganz mit mir. Er, der sich vom gemeinen Gärtnerburschen bis zum Geheimen Cammerer des " " hinauf geschwungen, hatte sich ganz das Talent eigen gemacht, sei-

nen Herrn nach meiner Willkühr zu leiten und zu lenken, und ihm ganz irrige Vorſtellungen von ſeinen Unterthanen beizubringen. Große Hetzhunde waren meiſt ſeine Wächter, die jeden überläſtigen Supplikanten mit ihrem Gebelle zurückwieſen; und war ja einer dreiſt genug ſich dem " " nähern zu wollen, ſo waren Stockſchläge und Stöße mit den Fäuſten ins Geſicht und in die Zähne meiſt die derbe Züchtigung dafür. So ließ er den einzigen Sohn eines armen Schuſters, der für ſeine kranken Eltern eine Bittſchrift überreichen wollte, nachdem er ihm erſt verſchiedene Schläge und Stöße verſetzt hatte, in die Wache führen, und für ſeine Dreiſtigkeit zur Strafe unter ein Garniſonregiment ſtecken. Der " " wuſte von dem allen nichts, denn ſein gutes wohlwollendes Herz, das auch den geringſten ſeiner Unterthanen Recht und Schutz angedeihen zu laſſen wünſchte, glaubte: alle ſeine Unterthanen ſeyen zufrieden und ruhig. Denn gewiß, hätte er Kenntniß von dieſem grauſamen Verfahren gehabt, der Urheber würde ſchwer

dafür

dafür bestraft worden seyn, und wäre es mein lieber Ritz selbst gewesen. Aber seine Hände waren so fein abgerichtet, daß sie immer die Wege rein erhielten. Auch wußte er seinen Einfluß auf den ** gut zu gebrauchen, wodurch so viele Bittschriften und Klagen unterdrückt und dem Feuer übergeben, so mancher unmittelbare Kabinetsbefehl erschlichen, und Aemter und Bedienungen an unsern Anhang und unsre Günstlinge vertheilt worden sind. Freilich waren das nicht die Mittel, dem ** die Liebe des Volks zu erwerben; aber was lag uns an diesem Talismann? Genug, daß der ** glaubte, jedermann sey zufrieden und keiner habe irgend eine Klage. — Selbst das Volk erleichterte unsre Ränke und bestärkte den ** in diesem Glauben. Wie oft kam es ihm bei öffentlichen Veranlassungen nicht selbst mit Jubel und Posaunenlob entgegen, und nannte ihn laut den Vielgeliebten. God Save the King sang man zu Deutsch in den Schauspielhäusern und Konzertsalen, und die besten Dichter der Nation erschöpften ihr Ta-

lent an einer geschickten Parodie dieses englischen Volksliedes. Alle Brochüren, Flygblätter, Zeitungen schrien sich ja heißer, ihn zu überzeugen, das Volk käme ihm mit Treue und Liebe entgegen, es widme ihm Gut und Blut. Mußte der ** nicht glauben, alles gehe, wie es gehen solle; nirgends befänden sich Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Klagen? —

Freilich trieb mein guter Ri.. seinen Uebermuth ein bischen zu weit; er wurde durch die Reichthümer, die so per fas et nefas in seinen Seckel flossen, stolz, aufgeblasen, brutal, flegelhaft, und glaubte daher, jeden brüskiren zu können. Die Streiche, so er hinter dem Rücken seines Herrn ausübte, entzogen demselben einen großen Theil der Liebe des Volks, und statt dessen standen Zittern, Zagen, Kummer und verbissener Unwille auf der Tagesordnung. Blut floß manchmal über dem einzigen verzweifelten Gedanken: man könne ja doch nichts beim ** ausrichten, die Sache möge auch noch so gerecht seyn! — das war freilich etwas hart.

Doch

Doch habe ich ſeinen Hochmuth ſo ziemlich gedemüthiget. Der ſtolze Gärtnerburſche ließ es ſich einfallen, ſich in die Paraliſus zu verlieben. Schon war er Willens ſie zu heurathen, als auf einmal ein Kabinetsbefehl ſie vom Berliner Theater entfernte, und dem ganzen ſchönen Poſſenſpiel ein Ende machte. Da ſtand er, gebeugt, beſchämt, und mußte ſein Liebchen ſo unbeſchützt in die weite Welt ziehen laſſen. Der Schelm! er betrog mich doch, und winſelte und kroch ſo lange, bis ich ein Auge zudruckte, und er die Dirne wieder zu ſich nahm.

Da der O. O. eine Art von Vorliebe für alles, was ans Uebernatürliche gränzte, hegte — dieſe Vorliebe entſtand aus der Roſenkreuzerey und andern magiſchen Spielwerken, womit ihn ſeine Sekte zu gewinnen wußte — ſo war mir die Erſcheinung des Ritter Pinetti de Mercy höchſt willkommen. Er ſuchte meinen Schutz, und ich ließ ihm ſelbigen gerne und willig angedeihen. Mit einer Menge Empfehlungen begleitet konnte es auch nicht fehlen, daß er bei ſeinen

reich

reich beſetzten Kleidern, brillantenen Uhren und Ringen Zutritt zu dem ⁂ erhielt. Im Grunde war er ein groſſer Windbeutel; aber er verſtand die Kunſt, den ⁂ zu unterhalten, ihn zu täuſchen, und ſo waren mir und den Meinigen ſeine Charlatanerien höchſt willkommen. Seine Kartenkünſte beſtanden in einer Schauſchirung, und fanden meinen Beifall nie; aber ſeine ſogenannten phyſiſchen Kunſtſtücke unterhielten deſto mehr. Der ⁂ fand groſſes Behagen an dieſen Phyſilien, ſchenkte ihm 5000 Thaler zum Bau ſeines Theaters, und ernannte ihn auf mein Anliegen zum Hofphyſikus mit einer Penſion von 600 Thalern jährlich. Natürlich erregte das den Neid der Berliner Gelehrten, ja es wagte es ſogar ein gewiſſer Profeſſor Koſmann, ein Buch des Pinetti, worinnen er ſeine Hundekünſte das non plus ultra in der Phyſik nannte, zu commentiren, und der Welt zu zeigen, daß alles natürlich zuginge, und Herr Pinetti nichts mehr und nichts weniger als ein gewöhnlicher Taſchenſpie-

ler

ler wäre. Dies entrüstete meinen Ritter, und er schrieb dem Professor: wenn er nicht seine Schrift sogleich zurück nehmen und die darinnen enthaltenen Ausdrücke von Taschenspielerey und Charlatanerie widerrufen würde, er, der Herr Ritter, dem Herrn Kosmann à la Italiano antworten würde u. d. gl. Indessen spaßte der Pinetti nicht, und verklagte den Kosmann wirklich beim ° °. Dieser rechtfertigte sich dadurch, daß er die Schrift dem ° ° zuschickte, und ihm dabei meldete: er habe dieselbe einzig in der Absicht geschrieben, die jungen Eleven der Ecole militaire in der großen Kunst zu unterrichten, sich nicht vom Feinde überlisten zu lassen. Der ° ° lachte, und Kosmann war gerettet. Indessen hatte doch seine Schrift dem armen Pinetti viel auf seinen Reisen geschadet. Er schreibt mir aus Petersburg: „Meine liebe Gräfin! es „ist zum rasend werden, wie man in Königsberg „meine physikalischen Experimente persiflirt hat„te. Bei meinen ersten Vorstellungen hatten

„die

„die meiſten Zuſchauer die Schrift des naſſewei-
„ſen Profeſſors Kosmann in den Händen,
„lachten, höhnten mich aus, und ich wär wegen
„Mangel an Zuſchauern ſchon bei der dritten
„Vorſtellung gezwungen, meine Bühne zu ſchlie-
„ßen.“ Dort, wo der Erzvater des Jakobinis-
„mus, der vermaledeite Kant haust und ſein
„Weſen treibt, ſteckt das wahre Weſpennest der
„rothkappigten Jakobinerbrut, und ſeine Ma —
„der * * würden für die Ruhe ſeiner Staaten
„klug handeln, dies Weſpennest zu zerſtören,
„und Kant, da er ohnehin ein alter Mann
„iſt, alles Leſen und Schreiben zu unterſagen.
„Ach! mit welchen Entzücken drängte ſich nicht
„in Berlin alles zum göttlichen Pinetti!
„Groß und Klein, Reiche und Vornehme mach-
„ten mir den Hof, und wären achanlirt, wenn
„nur Pinetti ſich herabließ, mit ihmen zu
„ſpechen.“ Hier in Petersburg geht es beſſer,
„und ꝛc. ꝛc.“

Um dieſe Zeit machte ich abermalls eine kleine Reiſe nach Italien, und brachte die berühm-

rühmte Vizano und ihren Mann nach Berlin. Dem ☉ ☽ hätte ich kein größeres Vergnügen verschaffen können, als dieses berühmte Tanzerpaar bewundern zu können. Da die Vizano in Wien von der Bühne ging, weil Kayser Franz so sterblich in ihre Schenkel verliebt war, so glaubte ich, sie in Berlin erhalten zu können; allein dies Tänzerpack wollte nun einmal Geld schneiden, und fügte sich nicht zu kleinen Planen. Ich richtete also einige junge Zöglinge und Figurantinnen ab, die auf meinem Hausheater abwechselnd erschienen, und wovon sich der ☉ ☽ gewöhnlich wählen konnte, was ihm am meisten gefiel. Ich mußte zu solchen Mitteln meine Zuflucht nehmen; denn da ich nach gerade fühlte, daß meine Reize zu verblühen anfiengen, und selbige den ☉ ☽ zu fesseln nicht mehr vermochten, und da seine Liebe gerne abwechselte: so ersann ich tausend Kleinigkeiten, und bot all meinen Scharfsinn auf, ihn nicht aus meinen Netzen zu lassen, und mich seiner ganz zu bemeistern.

Dies glückte mir denn auch so gut, daß der * * im Punkt der Liebe nichts that, nichts unternahm, ohne mich um Rath zu fragen. Ausserdem verstand ich nun das große Geheimniß, in welches ich mich wehrend meines Aufenthalts in Italien und Frankreich einweihen ließ, und mich dessen für große Summen bemeisterte, durch narkotische Ingredienzien und Sinne betäubende Arkana, die ich dem * * in Getränken beibrachte, seine Nerven abzuspannen und das ganze System seiner Einbildungskraft zu zerrütten. Dadurch erhielt ich stets eine Prädominenz über ihn, und eben diese erkünstelte Schwäche war die Geißel, womit ich ihn züchtigte, und beherrschte. Auch war ich zu der Zeit mit den Grundsätzen eines Machiavells genau bekannt worden, und abstrahirte sie bei verfallenden Gelegenheiten mit dem besten Erfolg. Tortur, Knute, Landesverweisungen standen für eine wichtige Entdeckung an der Tagesordnung; und so menschenfreundlich auch der * * dachte, und nur gegen überwiesene Verbrecher strenge war,

so

so wußte ich es durch meine List doch dahin zu vermitteln, daß jeder vor meiner Allgewalt zitterte und bebte, und immer die Schuld auf den [illegible] schob. So nannte man ihn öfters, aber gewiß mit Unrecht, einen Despoten, denn er war im Grunde der gerechteste, menschenfreundlichste Regent. Nur seine Schwäche, die ich nur zu benutzen wußte, stellte ihn in ein falsches Licht, und meine Behandlungen gegen das Volk zwangen es zu Murren und Klagen. Ich hielt Briefe zurück, und ließ durch meine Helfershelfer andre verfälschen, falsche Kabinetsbefehle schmieden und vertheilen, Prozeßakten mußten auf meinen Befehl die Gerichte verabfolgen lassen, und ich verbrannte sie eigenmächtig. Die Gelder für mein Hauswesen, für Gebäude, zu meinen Reisen erschlich ich durch meine machiavellischen Künste, und alles stand mir zu Gebot. So herrschte die Trompeters-Tochter.

Aber meinem Stolz waren noch nicht genug Opfer gebracht. — Natürlich, daß mich der ganze Hof, der Adel und alle die Großen des

Lan-

Landes haßten, ohnerachtet ſie mir öffentlich alle nur möglichen Ehrenbezeugungen erwieſen; ich ſuchte mich dafür zu rächen. Bei einem großen Feſte des Hofes, wo niemand als die ** Familie und die Erſten des Adels erſcheinen durften, nahm ich mir vor, mich zu rächen. Ich wirkte es beim ** aus, daß ich als Grafin Lichtenau am Hofe erſcheinen konnte. Der General ** führte mich zur Cour, und ich war angezogen mit einer Kontal. Robbe und über und über beſetzt mit Brillanten und Juwelen. Die ** Familie drehte mir den Rücken; und nur die Hofſchranzen hofirten mir. Dies verdroß mich, und ich klagte es dem **. Il faut faire bonne mine au mauvais jeu, war ſeine Antwort, und er klatſchte mich dabei auf die Backen.

Des Morgens früh meldete mir mein Kaſtellan, man habe in voriger Nacht alle meine ſchönen Meublen in dem Schloſſe zu Scharlettenburg zertrümmert, die Betten aufgeſchnitten, und die herrlichen Eyderdunnen und Federn in den Zimmern herumgeſtreut. Ich vermuthete

gleich

gleich den Thäter, klagte es dem " " und dieser erſtattete mir den angerichteten Schaden dreifach wieder.

In Frankfurt lernte ich während meines Aufenthalts den Markis Monſons kennen, den die Revolution gleichfalls aus Frankreich entfernte. Er war ein ſchlauer, ſchöner Mann, beinahe ſo pfiffig und verſchlagen als Pacetti. Er wurde auf mein Anſuchen Vorleſer des " " und verſtand die Kunſt durch ſeinen Witz, ſeine Laune und ſeine, den Franzoſen nur allein eigenthümlichen Frohſinn den Unmuth und die Langeweile des " " zu vertreiben. Er bewarb ſich um meine Liebe, aber mit einer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, die mir tauſendmal mehr ſchmeichelte, als die zärtlichſten Liebkoſungen des verliebteſten Geckens. Er gewann immer mehr mein Zutrauen, und zuletzt entſtand unter uns eine Art Vertraulichkeit, die mich in den Beſitz mancher großen Geheimniſſe ſetzte. Er vervollkommte mich in der großen Machiavelſchen Politik, und wir errichteten einen Bund,

in

in welchen nur von uns ſtrenge geprüfte Per
ſonen einaeweiht wurden. Die vorzüglich
Mitglieder beſtanden aus B — W — H
H — O — B — A — G — P — du-B —
R — Ich und Monſons führten den Vorſ

Die Befehle exekutirten mein Bruder u
ein Verwandter von mir, mit Namen Kun
dius, ſeines Metiers ein Jäger, und Wacht
der heil. Klicke.

Hier ſind einige Aktenſtücke der Verträg
die Monſons entworfen hatte, und von de
Mitgliedern unſers Bundes beſchworen werde

Das erſte Geſetz war die heiligſte Verſchwi
genheit, ſich eher die Zunge aus dem Halſe re
ſen laſſen, als von den Geheimniſſen des Bun
des etwas auszuſchwatzen.

Die aufgenommenen Glieder mußten ſic
verpflichten, alle Menſchen, mit denen ſie um
gingen, zu beobachten und zu behorchen; genau
das Beobachtete und Gehörte mir und Mon
ſons ſchriftlich zu melden und anzuzeigen. Sie
mußten ſich in die Gerichtshöfe ſchleichen, dann

und

und wann kleine Luſtreiſen in die Provinz thun, um zu kundſchaften, was ſich da zu unſerm Beſten oder Nachtheil zutrug. Dadurch war ich im Stande alles zu wiſſen, was in den Kabinetten des " ", der Miniſters und Generals vorgieng, was in jedem Dicaſterio abgeurtheilt wurde, was bei jedem Regimente befohlen ward; ich wußte die Geheimniſſe der Familien, kannte die Gemüthsart jeder Privatperſon, und konnte alſo meine Maaßregeln darnach nehmen.

Jedes Mitglied hatte zu ſeiner Correſpondenz folgende Chiffres:

12. 11 10. 9 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1. 13.
A. B. C. D. E. F. G. H. J. K. L. M. N.

14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24.
O. P. Q. R. S. T. U. W. X. Y. Z.

Ging ja ein oder der andere Brief verloren, ſo war es doch ſchwer, ihn, ohne gehörigen Schlüſſel, zu dechifriren. Ich, Mouſons und B — hatten wieder andere verſchiedne Chiffres, welche wir von Zeit zu Zeit nach Umſtänden veränderten.

Unſ-

Unsere Grundsätze erlaubten den Meuchelmord, Selbstmord, Giftmischung, Todschlag, Eidbrüche, Verrätherey, Rebellionen, kurz alles, was die Vorurtheile der Menschen böse nennen.

Dem ** und den Gesetzen mußte man weniger, als mir gehorchen: wollte jemand dem ** und der Obrigkeit mehr anhangen als mir, so ward er vernichtet, wie das der Fall mit E — und dem Baumeister B — war.

Allgemeines Mißtrauen des ** gegen seine Unterthanen, der Ministers gegen ihre Untergebene, der Räthe gegen einander war unser vorzüglichster Zweck, denn bei dieser allgemeinen Verwirrung gewann mein Ansehen. Keine Macht war im Stande, denjenigen zu schützen, der mich verachtete.

In den Postämtern des Landes wußten wir Leuten auf unsre Seite zu ziehen, welche uns gewisse Briefe auslieferten, die wir entweder unterschlugen, oder künstlich öffneten und wieder zuschlossen, ohne daß man es merkte.

Mei

Meine Emiſſäre mußten ſogar in fremden Ländern ſich in die Häuſer der Großen, der fremden Geſandten und der reichen Kaufleute ſchleichen, um Uneinigkeit und Zwietracht zwiſchen Landesherrn und Unterthanen, zwiſchen Aeltern und Kindern, zwiſchen den redlichſten Freunden auszuſtreuen. Sie mußten Kabalen ſchmieden, Verläumdungen erdichten, alles, was nicht zu unſerm Plan paßte, verhaßt und verdächtig machen, und mit Gift und Dolch unſre Gegner verfolgen. Selbſt die Religion durften ſie nicht ſchonen, wenn es das Beſte unſers Bundes erforderte. Sie mußten alle Gelegenheit ſuchen, ſich in Staatsſachen zu miſchen, Unruhen zu bewirken, Aufruhr zu predigen, und das Volk durch Beſtechungen zur Rebellion zu verleiten.

Durch dieſe groſe Verbrüderung wirkte ich ſo mächtig, und ſetzte alles beim * * durch, worüber ſich ſo mancher den Kopf zerbrach: wie es möglich ſey, daß die Lichtenau, bei ihren

verblühten Reizen, den * * so kalt lassen könne? —
Der Zweck heiligt die Mittel, sagte
mein großer Lehrer Machiavel, und Mon
sons detaillirte diese Lehre mir ausführlicher.
Auch in den Künsten Amor's und der Venus
erhielt ich einen Unterricht, den vor ihm noch
keiner mir gegeben hatte. Ach! es war ein gu
großes Talent dieser Mousons, und galant
und artig wie ein Franzose.

Ich wußte den * * zu bereden, daß er eine
Badekur in Pyrmont brauchen mußte.

Mousons verschrieb französische Gaukler
von Hamburg, und alle nur möglichen Lust
barkeiten sollten das Auge des * * ergötzen.
Denn er litt wahrlich viel an Brustschmerzen.
In Pyrmont ging es wie im ewigen Leben;
da gab es Bälle, Opern, Feuerwerk, Konzerte,
Cassino, Soupees, Dinees, Dejeunes, Wett
rennen. Alles drehte sich um den * * wie in
einem ewigen Kreise, und besonders suchten die
Schönen die Aufmerksamkeit des hohen Gastes
gastes zu reizen.

Aber

Aber auch ich hatte meine kleinen Avanturen. Der Fürſt von W —, dem Pyrmont gehört, verliebte ſich in mich, und ließ mir einen förmlichen Heirathsantrag machen. Schon war ich Willens, den Titel einer Gräfin mit den einer Fürſtin zu vertauſchen, und es war auch ſchon ſo weit gekommen, daß ich das Jawort und die Einwilligung des "" hatte; allein irgend einer ſeiner Miniſters, der ihm bei einer mißlichen Stunde den Kauf von Pyrmont widerrieth, warf mir Prügel in die Wege, und ſo zerſchlug ſich die ganze herrliche Mariage. Dafür würde ich mich zu rächen geſucht haben, hätte nicht die plötzliche Ermattung des "" unſre Rückreiſe nach Potzdam beſchleuniget.

Mit ſchwerem Herzen verließ ich Pyrmont, und mit noch ſchwereren kam ich mit dem "" im Marmorpallaſt auf den heil. See zu Potzdam an. Ach! hätt' ich es auch nur ahnden können, daß mit dieſer Reiſe alle meine Herrlichkeit ein Ende haben würde! Hätt' ich es nur entfernt träumen können, daß die

mächtige, angebetete, vergötterte und gefürchtete Gräfin Lichtenau in eben dem Pallaſt, wo ſie als Souveraine über einen mächtigen Adel und ein noch mächtigeres Volk herrſchte und ſelbiges tyranniſirte, als eine verworfene Gefangene bewacht und in enger Verwahrung gehalten werden würde? verſpottet, verhöhnt und verlacht von meinen Feinden, die mir mein Unglück und meine Ketten gönnen, und ſich darüber freuen? die Spottgedichte, bittre Satyren, arme Sünderlieder auf meinen Sturz fabrizirten? meinen guten Namen, meinen Rang und meine Titel in allen öffentlichen Zeitungen, Flugblättern, Journalen und Jahrbüchern brandmarkten? Hätt ich es dazumal glauben können, daß man meinen göttlichen und innig geliebten Mouſons, das Muſter und den Tugendſpiegel aller franzöſiſchen Emigranten, in Ketten und Banden nach Magdeburg auf die Feſtung ſchleppen würde? — Ach! die Pyrmonter Reiſe war das Grab meiner Glorie, die dortige genoſſenen Herrlichkeiten, die fröhlichen Ba-

Canale und Muſiken waren der Todtenſang an meiner Bahre! — Jauchzend ſtehn nun meine Gequälten und Gedrückten, und ſchreien: Weh über die Bublerinn, die unſern Schweiß vergeudete, und Millionen in's Ausland ſchlepp= te! — fürchterlich tönt dieſer Harpyenton mei= nen Ohren, denn leider! er iſt wahr.

Bis zum Tode des " " dachte ich nie daran, daß es ſo weit mit mir kommen würde, daher unterließ ich nichts, meine alte Lebensart mit meiner Klicke fortzutreiben, und den " " zu amu= ſiren. Er fühlte öfter Abweſenheiten und peinl= gendes Unvermögen; beides zu lindern, gab ich ihm mancherlei ſtärkende Getränke und nar= kotiſche Pulver. Ach! ich wußte nicht, daß die= ſe Mittel mir das Meſſer an die Kehle ſetzen würden, denn ſie entnervten den " " immer mehr und mehr, und ſtatt zu ſtärken, ſpannten ſie deſſen Kräfte merklich ab, und vermehrten ſeine Krankheit. Mouſons Frohſinn und die Spie= le meiner Hausgötzen, der tanzenden Nymphen und nackenden Najaden, mußten die trüben

Mel=

Wolken von der Stirn des ** vertreiben; ich allein vermocht es nicht.

Da der ** täglich sich Bewegung machen mußte, fuhr ich mit ihm in einem kleinen Triumph-Wagen in die Gärten des Marmorschlosses herum: es ward strenge verboten, jemand vor ihm zu lassen, und so genoß ich ihr ungestört. — Monsons schickte ich zu der Zeit mit geheimen Papieren, die ich in der rothen Brieftasche des ** gefunden, nach Hamburg an den Mylord B — und theilte ihm selbige mit. Es waren die geheimen Artikel des zu Frankreich geschlossenen Friedenstraktats, die sehr meinem Plan entsprachen, und wofür ich mir schönt englische Guineen bezahlen ließ. — Rothe Brieftasche! du bist die Ursache meines Unglücks, dir allein verdank ich meine Gefangenschaft. Hätte man dich nicht bei mir entdeckt, was würde wohl der neue Regent von der Reichsgräfin von Lichtenau haben wollen? daß ich die Hure des ** war, wem geht das wohl was an? Wer dürfte sich dawider aufehnen? Hat nicht der

Ober-

Oberkonsistorialrath H[illegible] vor einigen Jahren öffentlich behauptet: das Vaterland sey der Riezin Dank schuldig, da sie durch ihre Vermittelung das reine Christenthum befördert hätte. Aber ich bin Staatsverbrecherin! Staatsverrätherin! und hier liegt der Grund meiner Gewissensangst, meiner Furcht vor einem ewigen Kerker!" Dies sind die Gewissensbisse, die mich Tag und Nacht martern, und mir in meiner Gefangenschaft Schlaf und Ruhe rauben.

Ich gab dem [illegible] auf Veranstalten des Moissens und Riezens eine Fete, wobei die Sinne alles thun mußten. Das Festin wurde in Potsdam in einem von jenen Gärten angeordnet, die man Englische nennt; wo die köstliche und schöne Natur auf vier Hufen Land so zusammengedrängt sich unter dem Schlüssel eines vertrauten Gärtners unsrer hell. Klicke bot sich. Nimfen Najaden, Amoretten, Nymphen und Sylphen eröfneten das Schauspiel mit dünn überzogenem Mischlor, und die auserlesensten Schönheiten verschönerten diese Lustbarkeiten.

tzu. Nach geendigtem Schauſpiel begann ein Ball.

Ein Ball iſt, wie man weiß, ein reizendes Mittel. Ein Pärchen nach dem andern verlor ſich. Man ſah ganze Gruppen in den ſinnreizendſten Attituden; dort eine Didu in den Armen des Aeneas, hier eine Kleopatra verſunken in ein Meer von Wolluſt bei ihrem empfindſamen Antonius. Kleine Liebesgötter feierten in dunklen und nur halberleuchteten Grotten Hymens Feuer, wobei der kleine Amor die Hauptperſon vorſtellte, und ſich äuſſerſt angriff.

Ich luſtwandelte mit dem [illegible] Hand in Hand durch die verſchiednen Parthien des Gartens, und erklärte ihm die mancherlei gruppirten Wendungen der Spielenden. Schön! trefflich! rief er einmal über das andere aus, und bist du für ein göttliches Weib, Minchen! — Eine kleine niedliche Tänzerin, die der [illegible] durch meinen Unterricht in alle Geheimniſſe der Liebe eingeweiht, vorzüglich liebte, und die uns

auf

auf diesem Spaziergange begleitete, führte ihn auf ein von mir gegebenes Zeichen in eine Laube, einen magischen Ort. Der ** wollte sich setzen und glaubte auf ein Rasenstück hinzusinken; der Rasen öfnete sich; es war ein Ottomanne mit breiten Füssen; ein Thronhimmel von Blumen schwebte über derselben. Ich hatte in einiger Entfernung einen Sänger und eine Sängerin hingestellt, die eine feurige Liebesscene aufführen mußten; in gehörigem Abstande befand sich eine andre Stimme, die das Echo nachahmen sollte, indes daß eine Flöte den zärtlichen Finales noch mehr Sanftheit gabe. Die Sänger begannen, die Flöte ersenfzte, das Echo wiederholte; der Ton war so sanft, die Worte so zärtlich, die Situation so neu, der ** so dringend, so angreifend — — — —.

Das war die letzte Lußbarkeit, die ich dem ** brachte, denn einige Tage nachher fiel er zusehends zusammen, und konnte sein Bett nicht mehr verlassen. Auch auf dem Krankenbette suchte Mousens seine Schwermuth und die

Schmer-

Schmerzen seiner Krankheit durch gut gewählte Unterhaltungen zu zerstreuen; aber es war mir vergebens! Die Maschine brach, und stockte gerade in einem Augenblicke, wo ich es am wenigsten vermuthete.

Da lag er, er, der meine Größe und mein Ansehen beleuchte, die Sonne, von der mein Abglanz kam! — Da fiel der Schleier von meinen Augen, und ich fühlte, wie von einem kalten Schauer ergriffen, mit einmal meine ausgesammte Niedrigkeit wieder. Eiskalt schüttelte es mein Gebein, und ich hatte nur noch so viel Besinnung, durch Menschen die Post bestellen zu lassen, die Schatulle des [illegible] zu sammeln, seines großen Selekärs und seiner Briefschaften mich zu bemeistern. Da kam ein Offizier mit 24 Mann, und kündigte mir auf Befehl des neuen Regenten Arrest an. Menschen wurde sogleich nach der Wache gebracht, und binnen 24 Stunden nach Magdeburg transportiret. — Wie vom Blitze getroffen starrte ich den Offizier an, raffte noch einmal alle mei-

ne-Unverschämtheit zusammen, und sagte mit einem stolzen Air: wer darf eine Reichsgräfin arretiren lassen? das kann nur der Kaiser thun.

Offizier. Das kann alles seyn; aber jetzt habe ich den Befehl meines Königs und Herrn, und dem müssen Sie und ich Folge leisten. Irrt sich der König und thut Ihnen zu viel; so wird er, das versichere ich Ihnen Gräfin, Ihnen alle nur mögliche Satisfaktion geben.

Ich war also eine Gefangene. Man versiegelte meine Papiere, nahm mir die unselige Brieftasche und des ** Ring ab, und eine Commission untersucht nun meine Verrathereien gegen den Staat und die Unterthanen des **. Verbrecherin nennt mich mein Gewissen, Verbrecherin nennen mich die Gesetze. An wen soll ich apelliren? Wer schützt eine Sünderin, die solche Attentate an der Menschheit begieng? — Wer kann mich retten? Und was bleibt mir übrig? — Versuchen, was Erbarmen ver-

mag

mag — was vermag das nicht? — Wem gient Erbarmung, als der Verbrecherin Gnade zu erweisen? Und ist begnädigen nicht eine der schönsten Vorzüge der Königlichen Gewalt? — Ja, mein Verbrechen ist grausenvoll; es schreyt zum Himmel; — aber es kann noch alles gut werden!

In einigen Wochen erscheint das zweite Heft zu den Bekenntnissen der Gräfin von Lichtenau, das über ihre Gefangenschaft und das Verbrechen selbst nähern Aufschluß geben soll.

Unpartheiiſches Verhör

der

Gräfin Lichtenau

oder:

ihrer Bekenntniſſe zweites Heft.

Aus

ſchriftlichen Urkunden gezogen

vom

Mann mit der rothen Mütze.

Pyrmont 1798.

Ein Wunderding dauert nie über drei Tage.

Bei der Herausgabe der Bekenntniſſe machte man ſich anheiſchig, ein zweites Heftchen erſcheinen zu laſſen, das über die Verbrechen und die zuerkannte Strafe der in den Preußiſchen Annalen bekannt gewordenen Gräfin von Lichtenau nähern Aufſchluß geben ſollte: hier iſt es.

Die Reſultate und Berichte aus den nunmehr geſchloſſenen Protocollen ſind ächt und authentiſch; nur müſſen wir, um nicht alles durcheinander zu verwirren, die Verbrechen der Lichtenau unter gewiſſe Rubriken bringen, damit der Leſer im Stande geſetzt wird, das Ganze deſto leichter zu überſehen. Man erwarte alſo hier nicht ein förmliches Verhör, ſondern blos

einen zur Geschichte der Gräfin Lichtenau gehörigen Auszug aus den gerichtlichen Akten.

Zuerst also:

I.

Staatsverbrechen.

Es ist wahr, diese Benennung ist in ihrer Art viel bedeutend; und wer könnte auch von einer Königl. Mätresse, die alles durch den Einfluß ihres erhabenen Monarchen bewirkte, wohl ein Staatsverbrechen auch nur entfernt muthmaßen? — So räsonirten die Klicke und die Anhänger dieser fein verschmitzten Buhlerinn, so urtheilten mehrere gewiß nicht unbedeutende Männer, die ganz unpartheiisch bei der Sache wären. Allein man nehme nur, welcher schändlichen Mittel dieses tolle Weib sich bediente, sich des entschiedensten Einfluß auf den guten König zu bemeistern; wie sie sein Herz von seinem Volke, dessen Liebe ihm über alles theuer war, auf eine teufliſche und boshafte Weise abzulenken wußte; wie sie treue und dem Preußischen Staa-

te

te ergebene Männer verdächtig machte, und andre ihr ganz ergebene Leute beförderte, und zu den wichtigsten Ehrenstellen erhob; wie sie die Schätze des Landes vergeudete und Millionen nach dem Auslande schleppte; ihre unmenschlichen Bedrückungen des Volks, ihr Stolz, ihre Anmaßungen, ihre Verrätherein und Verkaufungen der guten Sache des Vaterlandes; — und man wird es nun mehr begreifen, warum die Lichtenau großer Staatsverbrechen beschuldiget worden. — Nicht Privatleidenschaft — sagt irgendwo ein Sachkundiger Mann — nicht persönliches Interesse, oder wohl gar kleinliche Rache, haben den menschenfreundlichsten, gerechtesten jungen Monarchen, dem Wahrheit, Rechtschaffenheit und Freimüthigkeit über alles theuer sind, die Sache nach den Gesetzen auf das strengste zu untersuchen bewogen; sondern die Lichtenau ist wirklich im ganzen Verstande des Worts Staatsverbrecherin! — Hier der Beweis.

Erstes

Erſtes Verbrechen.

Daß zwar der Krieg und Kreuzzug gegen die Franzoſen ohne ſonderliche Einwirkung der Lichtenau beſchloſſen worden, das hat ſeine Richtigkeit; allein zu leugnen iſt es doch nicht, und es ſind allgemein bekannte Dinge, daß ſie ſich von Oeſterreich und Englands bezahlen ließ, den König zu bereden, nicht von der Coalition abzugehen, als nach dem unglücklichen Rückzug aus Champagne Prinz Heinrich, des Königs Onkel, Herzog von Braunſchweig und noch andre bedeutende Männer, denen das Wohl und das Weh des Preußiſchen Staats am Herzen lag, in den König drangen, von der Coalition abzugehen. Vorzüglich bemeiſterte ſich England durch ſeine Guineen dieſer kühnen Betrügerin. Pitt, der ſchlaue Pitt, ſchickte eine heimliche Ambaſſade, in der Perſon ſeines Verwandten Tempeltons, nach Berlin. Man gab vor, der junge Mann ſollte das Kriegshandwerk unter den Preußiſchen

Trup-

Truppen erlernen; im Grunde war er der feinſte Spion. Seinen Zweck zu erlangen, ſpielte er, mit Aufopferung der feinſten Gefühle für alles was Schönheit heißt, den ſchmachtenden Schäfer bei der Gräfin Lichtenau, und ſo erfuhr der kühne Schürzenheld jede auch die kleinſte Unternehmung des Königl. Cabinets durch Vermittelung der boshaften Verräthein, und berichtete alles brühewarm an Couſin Pitt. Hellſehende Männer rochen Lunte, bemerkten in der Stille den jungen Tempelton, erkannten Pitts Machiavelismus in dieſer ſchlauen Ambaſſade, und warnten den König. Tempelton erhielt plötzlich ſtrengen Befehl, Berlin und die Preußiſchen Staaten zu verlaſſen, und trollte über Hals und Kopf ab. Pitt verlor deſſen ungeachtet bei der Lichtenau ſeinen Einfluß nicht, ſpielte kühn ſein Spiel fort, und wußte ſich auch noch in der Folge zu behaupten, wie wir weiter unten beweiſen werden.

Bischoffswerder, dieſer Schwärmer, der in der Schröpferſchen Schule ſeine Bil-

dung erhalten, und durch überspannte Ideen sich die Kunst erworben zu haben glaubte, Geister zu zitiren, wurde als Liebling des Königs zum Dollmetscher und Unterhändler gebraucht, die Coalition zu befestigen. Genau verbunden mit der Lichtenauischen Klike, wovon er das Organ war, wußte er durch einen gewissen Bauchredner Steinert, dem der König jährlich blos zum Müssiggehen 600 Thlr. Pension gab, bei Rosenkreuzerischen Versammlungen, trefflich seiner Parthei das Wort zu reden. Selbst der verstorbene Kaiser Leopold war ein Mitglied des großen Ordens der Rosenkreuzer und Meister vom Stuhl der Loge Sarilo Antonio del Campo zu Toskana. Bischoffswerder trat sein Bruder und durch die Kette des Ordens mit ihm in den Geheimnissen des Ordens Eingeweihter und Verbündeter, wurde zweimal von der Klike nach Italien und Wien abgeschickt, um den Kaiser persönlich zu gewinnen, und ihn für das Lichtenauische System empfänglich zu machen. Nach der Hand, als der Kreuzzug den

Krebs-

Krabbung gieng, die Oesterreicher in der Patsche saßen, und Preußen große Vortheile erhalten konnte, wenn es von der Coalition abgegangen wäre, gewann man durch die Lichtenau und Bischoffswerders Einfluß doch wenigstens so viel, daß der König seine Armee noch immer bei den Oesterreichern ließ, ja sie endlich gar in englischen Sold gab. Das gestand die Lichtenau dann erst selbst, als ihr die schriftlichen Beweise vorgelegt wurden. Bischoffswerder und Wöllner, von dem wir weiter unten sprechen werden, erhielten blos ihre Entlassungen und salvirten sich von einer härteren Bestrafung durch Producirung Königl. Kabinetsordern (??) —

Sachkundig ist es, daß die Coalition das wahre Interesse der Preußischen Staaten untergrub, denn sie kostete Millionen und Menschen. Sachkundig ist es ferner, daß man den König abhielt, seine Energie zu beweisen, die ihn zum Herrn bei der doch nun einmal geschlossenen Coalition gemacht hätte. Dafür ersann diese verbuhlte

buhlte Semiramis ihre Feste und Bacchanale, um den König, der Vergnügen und Abwechselung liebte, auf andre Ideen zu leiten und von der Hauptsache abzubringen.

Zweites Verbrechen.

Als sich nun endlich der König gezwungen sah, Friede mit Frankreich zu schliessen, und sein wahres Interesse es forderte, alle Energie anzuwenden, die dargebotenen Vortheile zu behaupten, liess sich die Lichtenau, von englischem Golde geblendet, verleiten, den König davon abzubringen. Sie verhandelte mit gottloser Politik das Interesse und das Glück der Preußischen Staaten, beredete den König zum Stillschweigen, und leitete so den leichtgläubigen Monarchen von seiner glänzendsten Laufbahn ab. Die Folge davon war, daß der Friede zu Campo formio ohne Einmischung des Königs geschlossen wurde, der nur durch seine Hände hätte gehen sollen, und der ohne ihre Falschheit auch

wirk-

wirklich durch seine Hände gegangen wäre. Statt daß er also Gesetze hätte geben können, muste er sich nun Gesetze vorschreiben lassen, und mit Verhöhnung seine Truppen aus schon wirklich occupirten Plätzen zurück ziehen, wie dies der Fall mit Nürnberg und einigen andern Fränkischen Ortschaften war. So kompromittirte eine Buhlerin einen mächtigen Monarchen! den Britten und Oesterreichern treu, verkaufte sie das Interesse des Volks, dem sie ihre ganze Reichthümer verdankte. Und als nun endlich der König gestorben war, und man nach den wichtigen Papieren eines mit Frankreich geschlossenen geheimen Vertrags in des Königs Brieftasche suchte, war die Tasche nebst den Papieren verschwunden. Mit Erröthen gestand die Lichtenau, daß sie für englische Banknoten dieselben an Mylord G — verkauft habe, welcher auch 2 Millionen Thaler in der englischen Bank für ihre Rechnung negozirte und niederlegte. Diese Papiere, von denen das Wohl und das Wehe der Preußischen Staaten abhieng, denun-

zirte

zirte der Preußische Gesandte zu London selbst, da ihm Pitt mit einer höhnischen Miene als von treulosen, einseitigen Verträgen des Preußischen Ministeriums Vorwürfe machte, und ihm mit bedeutenden Worten zu verstehen gab: man wisse schon, was man wissen wolle.

Auf ihr eigenes Geständniß und laut der vorgelegten Papiere wurde sie auch dieses Verbrechens, des Einverständnisses mit fremden Mächten, überführt, und ist also im ganzen Verstande des Worts Staatsverbrecherin.

Drittes Verbrechen.

Die bei ihr vorgefundenen Kabinetsordren, ein nachgemachtes Königl. Siegel, ganz so wie sich der König zu bedienen pflegte, dessen nach den eigenen Schriftzügen desselben in Kupfer gestochener Name, bewiesen hinlänglich, daß sie falsche Kabinetsordren geschmiedet habe. Auch

ohne

ohne Geständniß wür sie durch dieſe vorgefundenen Sachen überwieſen; allein ſie geſtand ſelbſt dieſes Verbrechen; nur meinte ſie, ſähe ſie nicht ab, wie man ihr das zum Verbrechen machen könne, da ſie es in der unſchuldigſten Abſicht und blos zu ihrem Vergnügen gethan habe. — Allein wenn das Vergnügen iſt, durch eigenhändig geſchmiedete Kabinetsordern Schätze zu rauben, aus dem Lande zu verbannen (wie das der Fall mit der Gelderbuſch und dem Doktor Rauſch war) auf die Feſtung verweiſen, (ſo wie man um einer wahren Lapalie wegen den Hauptmann von Leipziger, die Kaufleute Contreſſa, Zerboni und den Kriegsrath Zerboni, die über die ſchlechten Streiche der Lichtenau, die ſie während der Kampagne am Rhein verübte, und die buhleriſchen Ketten, womit die Dirne den guten König gefangen hielt, freilich etwas bittre Gloſſen ſchmiedeten, nach einer harten Feſtung verbannte) wenn das, ſagen wir, für die Frau Gräfin Vergnügen war, ſo —

muß

machte ein russisches Gemüthe und ein eigenes System von Vergnügungen gehabt haben.

Viertes Verbrechen.

Majestät, du bist ein grosses Wort! Auch der kühnste Böswicht verbirgt sich unter deine Fittige! Du bist das Panier, unter welchen Gut und Böse fechten; der Talisman, der den Blinden und Sehenden täuscht; der Polarstern, der in der Wüste und in der Finsterniß leuchtet; die Buhldirne, vor deren Antlitz jeder seinen Rücken beugt, und seine kupplerischen Kniee zur Anbetung zwingt.

Aber auch was für ein Unding bist du nicht, wenn jeder auf dir, gleich den Fröschen in der Fabel, herumspringt, und mit dir Unzucht treibt!! — Diese Exklamation des Engländers Swift paßt so ganz für die Gräfin Lichtenau, als wäre sie eigens für sie gemacht. — Wie schändlich dieses Weib mit dem gutmüthigen König umgegangen, mögen einige Züge aus ihrer Lebensgeschichte beweisen.

Allge-

Allgemein bekannt iſt es, daß der perſönli-
che Karakter des Königs gewiß alle Achtung und
Ehrfurcht verdiente. An ihm lag es wahrlich
nicht, wenn die ſchönen Ausſichten, die ſich beim
Anfang ſeiner Regierung zeigten, nicht ganz in
Erfüllung gingen. Nach ſeiner Meinung ſollte
der Handel aller drückenden Feſſeln entledigt,
die Erhebung des Zolls und der Acciſe weniger
beſchwerlich gemacht, und die öffentlichen Auflagen
aufs zweckmäßigſte und billigſte vertheilt werden.
Die Religion ſollte nicht als ein Zwangsmittel
zur Unterdrückung der Freiheit im Glauben, Den-
ken, Reden, Schreiben gebraucht werden; ſon-
dern er wollte ein gewiſſes Erkalten in der Reli-
gion, die er für eine feſtere Stütze ſeines Thro-
nes hielt, verhüten, und durch eigenes perſönli-
ches Beiſpiel die ächte Chriſtus-Religion verehr-
licher machen.

Der erſte Schritt, womit die Lichtenau
ihre Herrſchaft über den guten König bewies,
beſtand darin, daß ſie ihn durch teufliſche und
buhleriſche Kunſtariſe, durch Sinne und Nerven

abſpan-

abspannende Getränke und narkotische Ingredienzien, die sie ihm in Speisen und Getränken beibrachte, so an sich fesselte, daß er einzig nur an ihr hieng, und alles that, was ihr Wille erheischte. Sie ließ alle ihre Mienen spielen, ihn seinen Unterthanen vorzuenthalten; und so erfuhr der getäuschte König wenig oder gar nichts, wie es in seinem Reiche zuging, wer da klagte, wer Recht oder Unrecht erduldete. Selbst die Königl. Familie mußte ihren Stolz empfinden; sie entzweite den Vater mit dem Sohn, raubte der musterhaften Königin einen Gatten, den ihr edles Herz anbetete, demüthigte durch ihre Erscheinung am Hofe die Königl. Familie, und ließ selbige ihre politische Allgewalt fühlen. Ihre Anmaßungen, wenn sie von Regierungsgeschäften sprach, ihre Befehle, wenn sie in Berlin oder Charlottenburg Feten gab, ihre Impertinenz und Bettelstolz, womit sie einem mit dem König erzeugten Sohn, der um die Zeit seines Regierungsantritts starb, ein öffentliches Denkmal von Cararischen Marmor errichten ließ, um

vor aller Welt zu urkunden, er ſey des Königs Sohn; ſind alles Schritte, die von der Allgewalt eines Weibes zeigen, die einen ſchwachen Monarchen beherrſchte. Die Religion ſelbſt und beſonders einige ihr ergebene Männer, ebenfalls Schwärmer und Roſenkreuzer, worunter Hermes, Hillmer, Oswald und Wöllner den Vorſitz behaupteten, mußten ihre Allgewalt beim Könige befeſtigen helfen; denn dieſe leiteten und bezogen alles auf die Bibel, und gaben dadurch ihren Betrügereien einen Anſtrich des Religiöſen.

Es war ein doppelter Mord, den die Frau Gräfin an ihren Königl. Geliebten durch betäubende und narkotiſche Ingredienzien beging; denn dieſe hatten ſeine ganze Phantaſie zerrüttet, und ſein Nervenſyſtem aufs äuſerſte erſchlafft und herabgeſtimmt — dadurch beging ſie einen moraliſchen Mord, denn er ward unbrauchbar für ſeine Beſtimmung, für das Wohl und Wehe von Millionen ſeiner Unterthanen zu wachen, zu ſorgen, zu arbeiten — durch Schmeich-

lung seiner Sinnlichkeit, indem sie ihm alles zuführte, was der feinsten und ausgesuchtesten Wollust fröhnte, raubte sie ihm seine Kräfte, untergrub seine Gesundheit, und machte ihn zu einem entnervten Wollüstling — dadurch begieng sie einen physischen Mord; denn war es wohl ein Wunder, daß der König, bei seiner sonst übrigen gesunden Leibeskonstitution, erkranken, und zuletzt diese Sinnlichkeit mit dem Leben bezahlen mußte? —

Fünftes Verbrechen.

Nicht genug, die Schätze des Vaterlandes verschwendet, das Wohl desselben für baares Geld verkauft, der Ehrfurcht die sie der Familie des regierenden Herrn schuldig war, Hohn gesprochen, den König ins Grab gestürzt zu haben, leerte sie auch mit eigenen Händen die Chatoulle des Königs, wie er todt war, stahl mit frechen Händen die Brillanten des Hauses, und entwendete sogar diebischer Weise alle silbernen

Gefäße, und was sie an Gold und Goldeswerth im Marmorschlosse zu Potsdam vorfand. Das gestohlne Geld ließ sie durch den Emigranten auf dem Hühnerberg bei Potsdam vergraben, und bemächtigte sich sogar der Tasche mit den Reichspapieren.

Und als man zuerst nach diesen Papieren suchte, da man das Kabinet des verstorbenen Königs versiegeln wollte, fand man zwar, wie sichs versteht, nicht die Tasche bei dieser buhleriſchen Messaline, wohl aber den Schlüssel dazu, den sie gut verwahrt an einer seidnen Schnure am bloßen Leibe trug. — Sind das etwa seine Verbrechen? Schreien die nicht laut um Rache? — Handelte der gerechteste und unpartheiischte junge König nicht einzig aus Liebe für das Wohl seines ihn anbetenden Volks, daß er die Lichtenau festsetzen und ihr alle Mittel benehmen ließ, noch ferner schaden zu können? Mußte er nicht so handeln? —

Wie sehr das gräßliche Gewissen bei Annäherung der Todesstunde geschlagen haben mag,

und welche Verwürfe sie von der neuen Regierung ahndete, beweiset ihre vorgehabte Flucht, die durch die schnelle Arretirung noch glücklich vereitelt worden. Sie schlug listige Wege ein; allein da sie auf höhern Befehl schon einige Zeit genau beobachtet ward, so scheiterte das Projekt einer vorbereiteten Flucht. Bei der Untersuchung ihrer Sachen und eines schon bepackten Reisewagen fand man einige Kisten mit Wachslichtern. Man wunderte sich, daß sie so viele Wachslichter und nichts Besseres habe mit zur Reise nehmen wollen. Man untersuchte die Wachslichter, sie waren sämmtlich ächt und unverfälscht. Als man aber auf die niedlichen Papiere kam, in welche die Wachskerzen gewickelt waren, und die fein blau aussahen, fand man, daß sie doppelt umschlagen waren, und daß in ihrer Mitte schöne englische Banknoten lagen, je eine Banknote zwischen zwei solchen blauen Umschlagepapieren. Ferner lag in einem Reisekoffer, der einen doppelten Boden hatte, eine verrätherische Correspondenz mit einer fremden

Macht,

Macht, der ſie verkauft wär, und alle jene boshaften Plane und Conſpirationen gegen das Wohl des Staats, die ſie und ihre Klicke während ihrer Regierung ſo ſchändlich geſchmiedet hatten.

II.

Verbrechen an der Menſchheit.

Dieſe Anklage gilt zwar heut zu Tage nicht mehr, und man wird es ein Hirngeſpinſt irgend eines Träumers nennen, Attentate gegen die Menſchheit in unſern aufgeklärten Tagen geltend machen zu wollen — aber man höre und urtheile.

In dem erſten Hefte der Bekenntniſſe wurde ſchon geſagt, daß man es verſucht habe, Pyrmont für die Lichtenau zu kaufen. Dieſer Kauf ward durch Angelang auch ſchon wirklich betrieben, allein ein Miniſter von Kopf und Herzen, voll ächten Patriotismus, Schulenburg iſt ſein

Name,

Name, hatte den Muth und die Festigkeit, seinem König und Herrn diesen Kauf zu wiederrathen. Er sagte ihm gerade heraus, daß nach zwei kostspieligen Kampagnen die Kassen erschöpft wären, eine solche Summe zum Ankauf des Fürstenthums Waldeck für die Gräfin zu erschwingen, daß neue Auflagen dem Preußischen Lande gefährlich werden könnten, daß die Reichsfürsten nie einwilligen würden, daß eine bloße Maitresse — zu deutsch Hure — neben ihnen auf der Fürstenbank säße; und daß überhaupt aus dem ganzen Projekt nichts werden könne. — Der König fühlte die Wahrheit des Gesagten und gab dem edlen Schulenberg Recht. — Nun wurden Komplotte nach dem gewöhnlichen Schlage geschmiedet. Pyrmont stach der Frau Gräfin gar zu sehr in die Augen, es war nach ihrer Beurtheilung eine herrliche Retirade nach dem Tode des Königs; man konnte allenfalls, wenn man schon nicht mehr hinter der Majestät sein Wesen treiben durfte, doch wenigstens hinter dem Fürsten-Pauker noch immer regieren,

gieren, und die Menſchen quälen. So ganz und gar das Projekt aufzugeben, convenirte mit dem Plan der Gräfin nicht, man ſann alſo auf ein andres Mittel, die Summe zum Ankauf des Fürſtenthums auszumitteln. Die Klecke fiel auf ein deſperates Mittel: man ſchlug das vor zehn Jahren aufgehobene Tobacksmenopol dem Könige vor, und dieſer war ſchwach genug, ohnerachtet er ſelbſt daſſelbe für ein dem Staate ſchädliches und ſchändliches Gewerbe erklärt hatte, es zu akkordiren. Amelang negozirte mit einigen reichen Juden in Berlin um die Summe für die Gräfin, dieſe wurden zur hypothekariſchen Sicherheit an die Fonds der Tobaksadminiſtration verwieſen, und Ihnen ein Revers mit des Königs eignen Unterſchrift und Siegel — ob nachgemacht oder nicht, iſt unbekannt — darüber ausgeſtellt. Im ganzen Lande erhob ſich ein allgemeines Murren, und Tauſende fluchten der Lichtenau und ihren Anhängern, durch deren teufliſche Argliſt die Einführung bewirkt worden. Glücklicher Weiſe

starb der König, und das gehässige Tobacksmonopol ward aufgehoben. — Es war dieser tollen Gräfin nicht genug, den sauern Schweiß des Unterthans durch zehn bittre Jahre verschwelgt zu haben; auch für die Zukunft wollte sie das Mark aus seinen Knochen das Blut aus seinen Adern saugen, und so ihre Geißel mächtig auf dessen Rücken schwingen.

Ein zweites Verbrechen an der Menschheit beging sie noch ferner durch ihren Helfershelfer Amelang, der den ungerechten Prozeß eines kassirten geheimen Raths Wernern auf ihren Geheiß übernehmen mußte. Er vertheidigte eine schlechte Sache, und die Folge davon war, daß nachher in Breslau Blut floß, das wahrlich nicht geflossen wäre, hätte die Frau Gräfin diesen infamen Kuppler und Vertrauten des impertinenten Riez nicht so gerne zu retten gesucht.

Ein Verbrechen beging sie ferner an der Menschheit, daß sie durch ihre schändlichen Denunciationen das Glück mehrerer Familien störte,

se, wie dies mit dem Kaufmann Conteſſa aus Hirſchberg der Fall war, der auf bloße Klatſchereien und Spionereien mitten aus dem Kreiſe einer geliebten Familie geriſſen und nach einer Feſtung geſchleppt ward, woraus ihn der wahrheitsliebende jetzt regierende Monarch befreite.

Ein Verbrechen beging ſie an der Menſchheit, daß ſie durch geheime Machinationen junge und unſchuldige Mädchen an ſich lockte, ſie in die Geheimniſſen der Venuskünſte einweihte, und ſo manche brauchbare Bürgerin dem Staat raubte, und ſie den Armen des Laſters zuführte.

Ein ſchwereres Verbrechen beging ſie an der Menſchheit, daß ſie ehrliche, rechtſchaffene Männer verfolgte, ſie aus ihren Poſten verdrängte, und ihre Stellen mit ihren Kreaturen beſetzte; daß ſie allenthalben ihre Spione beſoldete, die ihr alles berichten mußten, was im Lande vorging; daß ſie dem König ganz irrige Vorſtellungen von ſeinen Unterthanen beibrachte; daß ſie

dem-

demſelben durch die ſchändlichſten Mittel die Liebe und das Zutrauen ſeines Volks entzog.

Ein Verbrechen beging ſie endlich noch an der Menſchheit, daß ſie die Reichthümer, die ſie dem Lande durch Ränke und Kniffe abgeſtohlen, ins Ausland ſchleppte und dort wuchern ließ; daß ſie die gute Sache der Unterthanen für Geld verhandelte, heimliche Komplotte gegen die Menſchheit ſchmiedete, und jeden Verrath als ein Spielwerk, als einen gräflichen Zeitvertreib anſah.

III.

Greuel und Laſter.

Dafür hielt das gräfliche Blut wohl mehrere ihrer Verbrechen nicht, die ſie mit dem Namen Spielerei zu belegen pflegte. Hier ſind einige von ihren geheimen Künſten.

In dem erſten Heft der Bekenntniſſe erwähnten wir ſchon der üppigen Spiele und Vorſtellungen,

sky, die sie auf ihrem Schloß-Theater zu Charlottenburg gab. Gewöhnlich hatte dabei niemand Zutritt, als ihre Vertrauten und der König. Vorzüglich an den festlichen Tagen des Monarchen erschöpfte sie ihre Kunst. Wie unanständig die Gräfin den König behandelte, ist aus den Bekenntnissen bekannt. Nur müssen wir noch einer Scene erwähnen, die zur Karakteristik der Madam Rietz vieles beiträgt. Sie hatte in ihrem Schlosse zu Charlottenburg ein geheimes Kabinet, dem sich niemand nähern durfte, als Mamsell Schulzki, eine Tänzerin, und eine gewisse Hauchecorne, beide Subalternen der Gräfin und eine gewichte Priesterinnen des Venusdienstes. In diesem Kabinet stand ein schwarz seidenes Sopha, worauf die Lichtenau gewöhnlich sich ganz nackend, mit ihren lang herunter hangenden Haaren hinlegte, und so durch die äußerste Sinnlichkeit und Wollust erregendsten Attituden den König zu fesseln suchte. Während einer solchen Scene mußten die Schulzki und die Hauche-

chekorna ebenfalls durch kleine Spielwerke das Ihrige zur Versinnlichung der Wollust-Ekstase beitragen. Dann legten sie den gräflichen Körper in ein aromatisches Bad, und salbten die Gebeine der Buhlerin mit wohlriechenden Wässern und köstlichem Balsam. Und so wechselten diese Scenen im Dienste der Venus wieder manchmal ab, so daß heute die Schulzki und ein andermal die Hauchekorna die Hauptrolle übernahm. — Laster ist es, durch buhlerische Künste, den Menschen zu entnerven, und ihn durch Sinnesabspannung zum Thier herabzuwürdigen; Laster sind alle diese Spiele und übernatürliche Mittel, zu denen man seine Zuflucht nahm, den Edelsten der Fürsten zu fesseln, und ihn nur für solche unerlaubte Freuden empfänglich zu machen. Man lege Zunder und Stein zusammen, sagt ein sachkundiger Mann; reibt den Stein auf den Stahl daß der Stahl Feuer giebt: Wer kann dafür, daß der Zunder fängt? Vermag man da wohl den Zunder anzuklagen, daß er gefangen habe?

Und

Und wenn es wahr iſt, was man von einer Vergiftung der Gräfin Ingelheim, die ſo plötzlich nach einer Taſſe Chocolade ſtarb, ſich in die Ohren flüſterte; wenn es wahr iſt, daß man bei ihr Aqua toſana, Arſenicum und andre tödtende Giftpulver gefunden: wer kann dieſes Weib nicht laut der ſchändlichſten Greuel bezüchtigen? — Ein Greuel iſt es, daß ſie durch übernatürliche und andre künſtliche Mittel den Beſten der Menſchen, der ſeines trefflichen Herzens wegen allgemeine Liebe und Achtung verdiente, ſo herunterbrachte, daß er öfters ſeiner Beſinnung nicht fähig war. Ein Greuel iſt es, daß ſie und Rietz falſche Kabinetsordren ſchmiedeten, oder despotiſche und ungerechte dem Könige entlockten; ein Greuel iſt es, daß ſie eigenmächtig in Feſſeln ſchmiedete und aus dem Lande verwies. Greuel ſind all ihre Thaten und Handlungen; ein Greul war ihr ganzes Leben.

Ueberwieſen der Staatsverbrechen, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, des Einverſtändniſſes mit fremden Mächten, der Ver-

brechen an der Menschheit; überführt der schändlichsten Laster und Greuel, des Diebstahls und des abscheulichsten Raubes an der Person des verstorbenen Königs; haben Sr. Majestät der jetzt regierende König das Urtheil des Cammergerichts über die Gräfin von Lichtenau bestatiget. Es besteht in einer lebenslänglichen Gefangenschaft auf der Festung Glogau in Schlesien, Confiskation ihrer Güter und ihres sämmtlichen Vermögens, das dem Staate heimfällt. Für der Gräfin Kinder sorgt der König, und ihr selbst haben Sr. Majestät allergnädigst 1000 Thlr. jährlich bewilliget.

So endigte sich die Geschichte eines Weibes, das zwanzig Jahre die Geißel des Landes war; das ihren schweren Stab bitter auf den Nacken der Preußischen Unterthanen fallen ließ; der jeder, Groß und Klein schmeichelte, in deren Blicken und holden Lächeln mancher sein ganzes Glück fand; das mit einem Wink alles erzittern und beben machte; das sogar der Familie des großen Friedrichs mit Hohn

und

und Uebermuth begegnete, der Britten und Oesterreicher hofirten und zinßbar waren.

Aber, hören wir manchen fragen, was geschieht denn mit Niez? dafür, daß er Bittschriften unterschlagen, Kabinetsordren erschlichen, Unrecht in Recht verdreht, seine Hand frevelhafter Weise an manchen ehrlichen und treuen Unterthan gelegt, den Rezenten, wenn ihn das Volk beehrte, vorenthalten, geht dieser freche Bube frei aus? Sind das etwa keine Verbrechen, die die strengste Gerechtigkeit fordern? Sind seine Schlöß und Palais in Potsdam nicht auch Blutgeld der Nation? Womit vermöchte er wohl das manchem ehrlichen Manne angethanene Unrecht, Grobheit, Impertinenz und Flegeln wieder gut zu machen? Sollte nicht auch von ihm die strengste Rechenschaft gefordert werden? — So hören wir Manchen, der diese Blätter liest, fragen. — Geduld, lieben Leser! Man ist das von der strengen Gerechtigkeit der Preußischen Justiz schon im voraus überzeugt; denn auch Niez hat bereits einige

Ver-

Verhör aufgestanden, und soll unmittelbar dem König über die Verwendung der Chatoulgelder Rechnung abgelegt haben. Wir hoffen und wünschen, daß jeder Verirrte ehrlich entdeckt seyn mögt, und daß er, als ein reuiger Sünder, an denen, die sein Frevel und seine falsche Denunziationen unglücklich gemacht haben, so viel Gutes ausüben werde, als in seinen Kräften steht. Sonderlich bitten wir ihn, den jungen Mann, der nichts that, als daß er für seinen verarmten Vater bittend beim König eine Lemmen wollte, und den Hr. Riez nach einer grausamen Behandlung mit Ohrfeigen und Faustschlägen unter ein Garnison-Regiment stekken ließ, so viel als möglich zu unterstützen, um wenigstens einigermaßen das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Wir sprechen ihn übrigens ganz frei von dem Einverständnisse der Gräfin mit fremden Mächten, da sie selbst laut der vor uns liegenden Akten ihn gänzlich davon losgesprochen, und wollen auf Treu und Glauben annehmen, daß er bei mehreren Verbrechen

der

der Gräfin als Theilnehmer eben so unschuldig gewesen sey. Er denke übrigens bei einsamen Stunden an die Vergänglichkeit aller irrdischen Dinge, beherzige seinen Ursprung, achte den geringsten seiner Mitbürger höher als sich selbst. Dieß wird ihm sicher einmal sein Ende erleichtern, daß er als ein reuiger Sünder weniger Gewissensbisse fühlt. Amen! Amen! Amen!

Nachtrag

zur

Vollſtändigkeit der Geſchichte.

Daß die Anhänger der ehrwürdigen Alike der Frau Reichsgräfin von Lichtenau mit ihr fielen und geſtürzt wurden, das verſteht ſich von ſelbſt. Alle hatten ſich des Vergehens des beleidigten Königl. Hauſes und des beleidigten Volks ſchuldig gemacht. Damit aber der unbefangene Leſer wiſſe, wie dieſe Herren nach einander von dem groſſen Schauplatz der Begebenheiten abtraten, ſo wollen wir ſie der Vollſtändigkeit wegen hier ſämmtlich alle als eine kleine Gallerie von Seltenheit aufſtellen.

Wöllner's Herkunft iſt bekannt; ſein Vater war ein ehrlicher Dorfpfarrer in der Neumark, und ließ ſeinen Sohn in Halle Theologie ſtudiren. Nachdem er ſeinen Curſus abſolvirt, ward er Hofmeiſter bei einem Herrn von Y — —. Außer den zwei jungen Herrn, ſeinen Zöglingen, befand ſich auch noch ein Fräulein von 16 Jahren im Edelhofe, die Wöllner im Chriſtenthume unterrichten ſolite. Allein, mag es von ſeinem ſchon damals geäußerten Orthodoxen-Eifer für die chriſtliche Liebe, oder von einer andern ſchweren Verſuchung des böſen Widerſachers, von dem Freund Wöllner von jeher ein abgeſagter Feind war, herkommen ſeyn: genug, der Unterricht des Fräuleins endigte ſich mit einer geſegneten Frucht des Leibes, die nach 9 Monaten den genoſſenen Unterrichte mit vollen Backen verkündigte. Herr von Y — ſpielte den Klugen, gab, um allen Skandal zu vermeiden, ſeine Tochter dem Wöllner zum Weibe, und machte ihn zum Prediger

auf seinem adelichen Gute. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms wurde er geadelt, und erhielt den Posten als Oberbaudirektor. Durch die Bekanntschaft der Gräfin Lichtenau, und seine Jesuitische Connexionen, erhob er sich nach und nach bis zu dem Posten eines Preußischen Etats-Ministers des geistlichen Departements. Ein berühmter Schriftsteller sagt von ihm: „dieser Mann zimmerte erst an dem Verstand des Menschen, „während er noch Hofmeister war, dann zimmerte er an Kopf und Herz zugleich als Prediger, hierauf zimmerte er am Landbau, dann „zimmerte und mauerte er wirkliche Häuser zusammen, und endlich warf er sich gar zum „Baumeister der Gedanken auf, und wollte „diese eben so regelmäßig zubauen haben, als wenn es Gewölbsteine gewesen wären, von denen er eine Kuppel zu errichten „gedächte."

Durch das berüchtigte Religionsedikt und andre lächerliche Verordnungen in kirchlichen Sachen hatte er sich nicht nur allein bei der vernünftigen Welt ridicul, sondern auch allgemein verhaßt gemacht; so wie der famöuse Geisterspuck in dem Dorfe Tegel, zwei Meilen von Berlin, der auch von seiner allerlichsten Erfindung war, ihn der Welt als einen Erzschwarmer und Phantasten darstellte.

Als Rosenkreuzer und Geisterseher, half er in Gesellschaft seines Kollegen, Bischoffswerders, bei den bekannten Geistercitationen und Bauchreden, womit man den guten König von Zeit zu Zeit einschläferte, treulich mit. Bischoffswerder führte bei der Loge zum [illegible] den Hammer, und Wöllner war Redner. Die Herren hatten ihre unbekannten Obern so gut, als ehemals die Jesuiten; und auf die Frage: wer die unbekannten Obern wären? behaupteten sie: die Weisen in Osten.

Was

Was der Zweck ihres Ordens sey? — Er zeige denjenigen, die eines reuigen zerknirschten Herzens sind, den Stein der Weisen, und lehre die Verfertigung jenes Balsams, der Greise verjünge, und Todte wieder ins Leben zurückrufe; und dergleichen fades Zeug.

Wöllner war ein abgesagter Feind aller Aufklärung und Neuerung, besonders haßte er Biestern und Gedicken, die einst in ihrer Monatsschrift mit wahrem Heroismus gegen die Rosenkreuzerei zu Felde zogen, und die Geisterseherei nebst ihrer ganzen Charlatanerie zu entlarven suchten. Durch ein Verbot des Königs, das er zu erschleichen wußte, untersagte er die Herausgabe der Berliner Monatsschrift und der allgemeinen deutschen Bibliothek. So wie der junge Monarch den Thron bestieg, erlaubte er nicht nur allein den ungehinderten Verkauf der beiden verbotenen Werke, sondern er gestattete auch

eine

eine allgemeine Preßfreiheit, und ſetzte das geiſtliche Departement wieder in die nemliche Verfaſſung, wie es unter dem großen Friedrich ſich befand.

Wöllner, der noch immer Chef dieſes Departements war, verdrehte den Sinn der Königl. Kabinetsordre, und fieng nach ſeiner alten Art wieder zu hauſen und zu orthodoxen an. Der König erfuhrs und ſchrieb an ihn: er möchte doch erſt ſeine Räthe befragen, eh' er was unternähme, und nicht glauben, er beſäße allein alle Weisheit. Er habe Männer genug in ſeinem Departement, die gewiß eben ſo klug und vielleicht noch einſichtsvoller wären als er, die ihm wohl ſagen würden, was gut gethan wäre oder nicht. Er möchte ſich ein Beiſpiel an dem ſeel. Münchhauſen nehmen, der vielleicht der einzige Mann geweſen, das Ganze allein zu dirigiren; und doch habe dieſer kluge Miniſter, eh' er was unternahm, das Urtheil

ſei-

seiner Räthe eingezogen, und dann erst gehandelt. Die Religion und der Glaube liessen sich nicht erzwingen, so was stünde jedem frei; das eigene Gewissen müsse jedem sagen, was er zu glauben habe, und Sr. Majestät duldeten durchaus in ihren Staaten keinen Gewissenszwang u. s. w.

Da aber Meister Wöllner ungeachtet dessen fortfuhr sein Unwesen zu treiben, und noch immer seine bigotten Jesuitenkniffe im Stillen ausübte, erhielt er auf der Stelle seinen Abschied, und zwar ohne Pension. Die Kabinetsordre, womit der König ihm seine Entlassung angekündigt hat, besteht nur aus 4 Zeilen und enthält wörtlich, „daß er des Königs Zutrauen verlohren habe.“

Sein Kumpan, der famöuse Bischoffswerder, dessen Einfluß auf den verstorbenen König wir schon oben und in dem ersten Hefte der

Bekenntniſſe treu nach der Natur geſchildert haben, erhielt ebenfalls gleich nach dem Tode des Königs ſeinen Abſchied mit einer jährlichen Penſion von 1200 Thlr. die er entweder im Preußiſchen oder Deſſauiſchen zu verzehren befehliget worden iſt. Er hat ſich alſo bereits zu Deſſau ein niedliches Palais, das erſt kürzlich ganz neu erbaut worden, gekauft, und macht ſich geſchickt, die Preußiſchen Staaten auf immer zu verlaſſen.

Die Herrn Conſiſtorialräthe Hermes und Hillmer haben erſt vor kurzem ihre Entlaſſungen mit 300 Thlr. jährlicher Penſion zugeſchickt bekommen, und iſt beiden angedeutet worden: ſich ferner alles Schreibens und Disputirens über Religions-Sachen und dogmatiſche Gegenſtände zu enthalten, und das von Rechts wegen.

Da einzig durch ihren Betrieb die unter dem Höchſtſel. König errichtete Examinations-

Com-

Commission solche lächerliche, verkehrte Aberwitzstreiche sich zu Schulden kommen lassen, worüber die ganze vernünftige Welt sich geärgert: ja haben Sr. jetzt regierende Königl. Majestät die ganze Commission als schädlich anerkannt und darum aufgehoben. „Obwohl nun diese beiden „Räthe, Hillmer und Hermes, wenn sie „die Mittel in Erwägung ziehen, die sie angewandt haben, um zu ihren bisherigen bekleideten Aemtern zu gelangen, und sich „darin zu erhalten, auch ihre weit um sich „greifende Absichten durchaussehen, sich „selbst überzeugen werden, daß Sr. Majestät „keine Verpflichtung auf sich haben, sie für den „Verlust ihrer Stellen zu entschädigen, oder ihnen Pensionen zu accordiren; so wollen Allerhöchstdieselben aus bloßem Mitleiden diese „Dienstentlassung mit einer Pension von 500 „Thlr. für jeden begleiten, und sich dabei mit „der Hoffnung schmeicheln, daß sie diese allerhöchste Gnade mit Dank erkennen, und Sr.

„Ma-

„Majeſtät keine Veranlaſſung geben werden, „ihr Betragen nach der Strenge zu un„terſuchen und wie es die Geſetze mit ſich „bringen, ahnden zu laſſen.“ So weit die Königl. Ordre vom 5ten März 1798.

Beide Männer, Hillmer und Hermes, waren Schwärmer, Obſcuranten, Klärvoyanten, Roſenkreuzer und Geiſterſeher. Während ihrer Regierung haben ſie gegen aufgeklärte und einſichtsvolle Prediger den äuſerſten Verfolgungsgeiſt und die gröbſte Intolerang bewieſen. Sonderlich betrug ſich Hermes bei Kirchen-Viſitationen, Examinationsanſtalten der Candidaten und andern Verrichtungen ſeines geiſtlichen Officiums ſehr arrogant und anmaſſend. In ſeinen Predigten herrſchte wahrer Unſinn, und er ſcheute ſich nicht, öffentlich zu behaupten: das Land ſey der Riezin Dank ſchuldig, da ſie das reine Chriſtenthum befördern helfen. Olim! jam Satis! — —

Sein Schwiegersohn Oswald, ehemaliger Geheimerath und Vorleser der geheimen Rosenkreuzer-Loge zu Berlin wo Steimert den Bauchredner spielte, war einst Kaufmann zu Breslau und fallirte. Von ihm hat man eine Analogie der geistlichen und leiblichen Geburt, ein wahres unsinniges Wesen, eine Tollhausgeburt, worinnen dieser Idiote ganz unverschämt schwärmt. Nach seinem Fallissement spielte er den Geisterseher, den Betbruder und Klärvoyanten, wollte sogar eine Erscheinung des Herrn Christus gehabt haben; und schrieb geistliche Oden und Lieder. Sein Schwiegervater Hermes zog ihn nach Berlin, und er wurde geheimer Rath. Mit dem Tode des Königs hörte das Gaukelspiel der Geisterseherei auf, und mein Herr geheimer Rath erhielten den Laufpaß.

Das Personal der löblichen Tobaksadministration, wovon vom Direktor herab bis zum expedirenden Secretär alles aus einer Familie hers

ſtammte, ſtürzte zugleich mit der Lichtenau und fand ſein Grab. Man jubelte im ganzen Lande darüber, und machte Flugedichte auf die Aufhebung des Tobaksmonopols. Deputirte aus den Provinzen kamen nach Berlin, und beſeigten im Namen des Volks den lauteſten Dank.

Das Immediat-Bergamt Alvensleben, das dem verſtorbenen König einige hundert tauſend Thaler gekoſtet, und wovon bisher kein Nutzen zu erſehen war, wurde ebenfalls aufgehoben, und dem gewöhnlichen Berg-Departement einverleibt. Biſchoffswerder war Chef und Wöllner Direktor dieſes neuen Bergwerks. Wie es unter der Direktion ſolcher Männer dabei zugegangen ſeyn mag, kann man ſich leicht vorſtellen. Man legte es deshalb an, um daſelbſt die Materialien zum Geldmachen für das Laboratorium der Rücke zu gewinnen. Denn da es mit der Geiſterſeherei allein nicht genug war,

war, um dem guten König den Kopf zu verwirren, so versuchte man auch Gold zu machen, und Kupfer in Silber zu verwandeln. Da indessen mit dem Tode des Königs und dem Fall der stolzen Gräfin die Finanzier des Immediat-Bergamts immer derangirter wurden, hob es der König, wie gesagt, ganz auf.

Alles, was nur mit dieser gräflichen Braut näher oder entfernt in Verbindung gestanden, wurde außer aller Activität gesetzt, und für unfähig erklärt, jemals in den Preußischen Staaten eine Bedienung zu verwalten. Im ganzen Lande ging der geschärfte Befehl an alle Departements, strenge darauf zu halten und zu vigiliren, dergleichen unnütze und höchst gefährliche Menschen aus den Dikasterien zu entfernen, und ihre Stellen mit tauglicheren und brauchbaren Subjekten zu besetzen, bei Cassation der Departements-Chefs. Ein schöner Morgen be-

ginnt

ginnt für Preußens glücklichen Staat; der Sturm hat zwar seine Blüthen verweht, der Wind fuhr wohl über die Aehren, er bog sie — aber er zerknickte sie nicht!

Des

alten Kauz

Meditationen

über

Beſenſtiele, Stiefelknechte, Schubürſten,

Schlafmützen, Quirl' und Konſorten.

Ein Buch

zur

Beförderung der Humanität.

Berlin und Stettin,

bei Friedrich Nicolai.

1800.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Dem

lieben, gesunden Menschenverstande,

und der

geraden, schlichten Hausmannsvernunft

in aller Ehrerbietung

geweiht.

Ich habe Euch so lieb, daß ich Euch meine Eltern nenne. Wer aber Vater und Mutter ehrt und liebt, der wird lange leben auf Erden, und glücklich seyn. Das denk' ich auch, wenn ich Euerm guten Rathe, Euren Ermahnungen und Warnungen stets treue Folge leiste.

Nun bleibt gesund, Vater Menschenverstand und Mutter Hausmannsvernunft, und segnet mich mit Eurer Treue und Liebe.

Um den Leſer mit der Denkart des alten Kauz und dem Geſichtspunkte, von welchem er bei ſeinen ſchriftlichen Aufſätzen ausgeht, bekannt zu machen, ſetz' ich hier die Vorrede gerade ſo her, wie er ſie ſeinen Papieren ſelbſt vorangeſchickt hat.

Der Herausgeber.

Vorrede.

Du mußt wiſſen, lieber Leſer, daß ich kein Gelehrter bin, und ich wollte Dir wohl gutmeinend rathen, daß du ebenfalls keiner wärſt, ſondern hübſch gradeweg, nicht nach dem hohen Styl und Brauch Dich mit mir unterhielteſt; denn wiſſe, vor den hohen Gelehrten fürcht' ich mich gar gewaltig. Glaub' es mir nur auf mein Wort, es ſind dir Leute darunter, die ſich weiſer

dünken als der liebe Gott, der Schöpfer Himmels und der Erden; ſie ſprechen dir oft mit einem Zutrauen zu ſich ſelbſt, daß einem andern ehrlichen Menſchen, der doch auch mitunter fühlt und weiß, was recht iſt, der Athem vergeht; und halten ſich, es ärgert einen daß man's ſagen muß, für ſo unfehlbar, als weiland, Gott ſey bei uns — ein Pabſt. Das laß ich hübſch bleiben mit ſolchen Leuten viel umzugehn; die verdrehen einem am Ende ſo ſehr den Kopf, daß man nicht weiß, wo er einem ſitzt. Vor allen Dingen alſo, lieber Leſer, nimm folgendes, wenn Du mich verdauen willſt, von mir zu Herzen. Ich bin ein Mann, wie Du mich hier ſiehſt, ſchlecht und recht und gradweg, bin auf keiner Univerſität geweſen, und habe den geſunden Menſchenverſtand unter keine Perücke geſteckt. Dazu hatt' ich mein eigen Haar zu lieb. Die Leute mit den groſſen Perücken-Glorien um den Kopf, ſind mir zu ſtolz und tragen die Naſen zu hoch, die leiden ſchlechterdings keinen, der nicht gerade ſo hergeht als ſie, und verdammen einen

ſchlichten Hausmannszopf geradezu in die Hölle. Zwar gibt es auch viel kluge und edle Männer unter ihnen, die dürfen aber nicht aufkommen, und wenn ſie nicht Amt und Brod verliehren wollen, ſo müſſen ſie ſich mit dem Staube der übrigen heiligen Perücken auch beſtreuen laſſen.

Fürs zweite, lieber Leſer, mußt Du wiſſen, daß ich nicht etwa ſo ſtolz bin, Dich in dieſem Buche belehren zu wollen, und Dir wohl gar, wie das ſo häufig und gewöhnlich geſchieht, meine Sätze als die Deinigen aufbürden und Dich mit Gewalt in den Sattel meines Pferdes heben wollte. Nein, das ſei ferne von mir! Reite Du in Gottes Namen Dein eignes Steckenpferd, ſo lange und ſo viel Du willſt; was geht das mich an! Laß es Schritt gehn, traben, galoppiren wie Du willſt, dreſſir' es, zügl' es, wie Dir's am beſten gefällt, ſetze Dich mit dem Geſichte nach dem Schweife, oder wie die Fuhrleute und die hohen Damen, von der Seite, wenn es Dir nur behagt, ſo haſt Du wohl daran gethan. Laß es Dich auch einmal

abſetzen, und bilde Dir ein, Du ſeiſt damit geſtürzt, wer hat ſich darum zu bekümmern, als Du.

Wenn Du ſo denkſt, lieber Leſer, dann ſollſt Du mir in dieſem Büchlein willkommen ſeyn. Sieh nur, ich will Dich nicht belehren, ich will Dir nur einmal mein Steckenpferd vorreiten und Dich mit ſeinen Kapriolen auf einige Augenblicke von Deinen ernſteren Geſchäften abzuziehn ſuchen, damit Du nachher deſto friſcher an die Arbeit gehſt. Da ich Dich immer ſo ruhig auf Deinem Pferdchen reiten laſſe und Dir ganze Stunden zuſehn muß, wenn Du auch oft ganze Saatfelder niederreiteſt, (was mich recht innerlich ärgert) um Deine Bocksſprünge und Tauſendkünſte zu zeigen, ſo kannſt Du mir wohl auch ein Viertelſtündchen Aufmerkſamkeit gönnen. Lächle, ziſche, brumme, das gilt mir Alles gleich, ſchimpfe und ſchlage nur nicht, und gib Dir etwa Mühe mich von meinem Steckenpferde herunter zu reißen; denn da ſchlägt's gewaltig aus.

Für's dritte dient dem Leſer hiemit zu wiſſen, daß der Reiter nicht immer ſo ſonderbar als ſein Pferd iſt, ſondern daß er es oft darum bloß ſolche Seitenſprünge und Kapriolen machen läßt, um ſich im Feſtſitzen zu üben, und, falls es dem Thiere einmal einfallen ſollte, aus Laune oder Muthwillen oder Scheuheit ſolche Mänöver zu verſuchen, er denn doch die Kunſt ſchon durch Uebung verſtehe, feſt im Sattel zu bleiben.

Dies letztere beſonders mag der geneigte Leſer auf mein Büchlein, wie es ihm am beſten deucht, anwenden.

Inhalt.

I. Nachgedanken über einen Stiefelknecht. Seite 13
II. ——— über einen Beſenſtiel. . — 17
III. ——— über eine Null. . . . — 22
IV. ——— über die zerriſſenen Schuhe in meiner Polterkammer. . . . — 29
V. Nachgedanken über eine Perücke. . — 42
VI. ——— über einen Spazierſtock. — 47
VII. ——— über einen Quirl. . . . — 56
VIII. ——— über einen Knüppel. . . — 61
IX. ——— über eine alte Schuhbürſte. — 70
X. ——— über ein Aushängeſchild und über ein Stückchen Gold- oder Silberblech. . . . . — 78
XI. Nachgedanken über den kleinen Garten, den die Städter vor ihrem Fenſter auf dem Blumenbrette haben. . . . — 86
XII. Nachgedanken über die grauſamen Bekehrer am Sterbebette. . . . . — 90

XIII. Nachgedanken über eine gnädige Mahlzeit. . . . . Seite 94
XIV. Nachgedanken über einen Pantoffel. — 99
XV. ——— über den Todſchlag eines Floh. . . . . — 103
XVI. Nachgedanken über ein Futteral. . . — 106
XVII. ——— über das große Thier in uns, das die Welt regiert. . . . . — 111
XVIII. Nachgedanken über eine Waſſerſuppe. — 115
XIX. ——— über eine taube Nuß. . — 120
XX. ——— über eine Schlafmütze. . — 142
XXI. ——— über einen alten deutſchen Degenknopf. . . . . — 147
XXII. Nachgedanken über eine Kraftſuppe nach dem Tode. . . . . — 155
XXIII. Nachgedanken über eine Hinterthür. — 157
XXIV. ——— über die Hälfte. . . . — 163
XXV. ——— über mich, da ich zum erſtenmal in die Welt guckte, und über ein Menſchengeſicht. . . . . — 165

I.

Nachgedanken über einen Stiefelknecht.

Mit verſchränkten Armen ſteh ich vor dir, alter Stiefelknecht, und betrachte dich, und denke was du warſt und was du biſt!

Du biſt von Holz, und viele arme Knechte ſind von Holz, und das iſt ihnen, ſo lange es ſeyn ſoll, recht gut, ſonſt hielten ſie den harten Stand und das mit Füßen Treten nicht aus, und ſprächen zum Fuße, der ihnen auf den Nacken tritt: wer biſt du? was willſt du? warum handelſt du ſo mit uns?

Gnade Gott dem armen Menſchen, der nicht beſſer als ein Stiefelknecht gehalten wird, dem alles auf den Nacken tritt, und an dem ſich der Stiefel jedes geſtrengen Herrn abwiſcht! aber, will's Gott, wird das auch anders werden!

Ihr harten, geſtrengen Stiefeln, ſagt dem Stiefelknechte ja nichts von ſeiner Würde und edlen Abſtammung, ſonſt werdet ihr zu leicht gefunden, er lehnt ſich auf und ihr fallt hintenüber. Man hat Exempel, wo nicht darnach gefragt wurde, wem

ihr gehörtet, ob ihr geleckt, gewichst, balsamirt, geſpornt waret. Mancher geſtrenge Ritter gleitete ſchon ab, ſchlug ſich vor's Schienbein, wenn er zu keck war, und fiel ſo lang und groß er war zu Boden.

Ich trete dir näher, alter, ehrlicher Stiefelknecht, und denke, was du warſt. Erhabner Abkömmling eines deutſchen Eichenſtammes, auf nahrhaftem Grund und Boden gewachſen, genährt und gepflegt von der mütterlichen Erde, gewärmt und belebt von der Sonne, die über Große und Kleine ſcheint, bethaut und beregnet von dem allgütigen Himmel, der über alle regnen läßt!

Daran hat mancher geſtrenge Herr noch nicht gedacht, daß ſein Knecht auch ein Menſch iſt, und daß er mit ihm einen Vater im Himmel hat, vor dem der Knecht wie der Herr iſt, der den Niedrigen erhöhen, und den Hohen erniedrigen kann.

Ich muß dich noch näher ins Auge faſſen, lieber Stiefelknecht, und über deine Geſtalt und Beſtimmung noch einige Betrachtungen anſtellen. Ich wäre wohl ein ſchlechter Mann, wenn es mich gereute, daß ich dich hier lieber Stiefelknecht nenne.

Sollte, ihr geſtrengen Herren dieſer Erde, wohl auch der geringſte Knecht einigen Werth haben, den man ſchuldig wäre anzuerkennen und an ihm zu ſchätzen?

Schätze an jedem das Gute was er hat, und nimm mit Liebe und Dank auch den kleinſten Dienſt

an, den man dir thut. Dazu helfe mir Gott! damit will ich's halten; und so wirds jeder rechtschaffne Mann auch thun. Also immerhin, lieber Stiefelknecht!

Solle' ich mich schämen dich zu betrachten und von dir zu sprechen, weil du mein Knecht bist. Als wenn ich vom Himmel herabgeflogen wäre; als wenn ich nicht wie du neun Monat dagelegen hätte im Mutterleibe, ohne Sinn und Verstand, ohnmächtig und schwach; als wenn ich nicht wie du ein Würmchen gewesen wäre, das nach den ersten Stunden seiner Geburt gestorben wäre, wenn die Menschen sich seiner nicht erbarmt hätten.

In deiner ursprünglichen Gestalt, du gutes altes Haus-Instrument von Stiefelknecht, bist du oft eine natürlich gewachsene Gabel, und so findet man dich häufig ganz roh und voll Borke, ohne allen weitern Zuschnitt bei den gestrengen Edelherren auf dem Lande; in der Stadt hauen sie dich zu dieser Form aus dem vollen Holze, und beschneiden und glätten dich mehr, und geben dir einen wohlgeschnitzten Fuß.

So wie du da gewöhnlich auf dem platten Lande bist, gleich zum Stiefelknecht gewachsen, fest und stark und rund, so will ich dich zuerst betrachten. Ich sehe dich, wie du gleich zweien Armen, von einem Zweige fortwächsest, wie du das schöne grüne Eichenlaub hervorbringst, das die Nachtigall und alle Waldvögel besingen, wie du den Keim zu einer

ganzen Nachwelt von Eichbäumen in dir trägst, wie diese beiden Arme immer größer und ſtärker werden, ſich immer mehr ausbreiten und verändern, immer neue Zweige anſetzen konnten, wie du der erhabenſte, ausgebreitetſte Theil des ganzen Baumes werden, und weit umher beſchatten, wie du vielleicht tauſend Jahre leben, grünen und blühen konnteſt.

Ach, wie tief biſt du gefallen, du armſeeliger Stiefelknecht! Sonſt ſo grün und blühend, jetzt ſo dürr und unfruchtbar; ſonſt ſo hoch in den Lüften ſchwebend, jetzt ſo unter die Füße getreten; ſonſt ſo wohlthuend und beſchattend, jetzt ſo verachtet und mit Undank belohnt; ſonſt der ſorgfältig gepflegte Liebling des Stammes, jetzt der verſtoßene und verworfene Knecht, den Alles mit Füßen tritt. Wie iſt dir armen Knecht mitgeſpielt! Ich verdiente nicht dein Herr zu ſeyn, wenn ich das nicht bedächte.

So tief iſt mancher arme Knecht gefallen, der die Anlage zum größten Herrn hatte, der aber, ſo bald er nur ſtark genug war, den Fuß auf dem Nacken aushalten zu können, ſchon zum Knecht fortgeriſſen und niedergedrückt wurde.

Sagt ihm nichts von ſeiner hohen Abſtammung und Würde, geſtrenge Herren, daß er nicht frägt: wer ſeyd ihr? was wollt ihr? und warum handelt ihr ſo mit uns, die wir eure Mitbrüder ſind, und an Gott denſelben Vater haben, den ihr habet.

Hohe

Hohe Abstammung? Ihr lächelt, gestrenge Herren? Euer Knecht ist ein Mensch! Seid ihr Götter? Kennt ihr eine erhabnere Würde der Erde, als die Würde des Menschen? Vom Löwen bis zum kleinsten, schwächsten Thiere, achtet und ehrt und fürchtet alles den Menschen; das Vieh achtet ihn, und der Mensch will den Menschen nicht achten?

Wenn aber, um der Welt Ordnung willen, Knechte und Herren seyn müssen, so drücke nun deinen Knecht nicht tiefer als das Vieh nieder. Es könnte die Zeit kommen, wo auch der Stier auf der Weide seine Kraft verstehen lernte, und wo eine ganze Stierheerde nicht mehr vor einem kleinen Hirtenknaben und seinem Kläffer zittert.

Gott sprach: es werde Licht! Und es ward Licht! Und wer will nun der Sonne gebieten, daß sie nicht leuchte.

11.

Nachgedanken über einen Besenstiel.

Da stehst du, lieber Besenstiel, nun so im Winkel, und es kommt mir vor, als wenn du trauerst und deiner vorigen Größe nachdenkst!

Du hast recht! Wie hoch in den Wolken du sonst schwebtest, eh du vom Himmel auf die Erde

kamſt, und die Kinder der Menſchen dich mit ihren Aexten zu Boden ſtürzten. Tief, tief biſt du gefallen, und deiner Hoheit und Würde gedenkt man nicht mehr!

Aber ich will deine Ehre retten! Stehe mir bei, Muſe, daß ich die Hoheit des Beſenſtiels würdig preiſe. Sei getroſt! Ich will der Welt ſagen, was du warſt, ich will dich aus der Nacht des Unbekannt- und Unberühmtſeyns herausreißen; man ſoll dich wieder erkennen in deiner Ehre und Würde, du ſollſt im hellen Lichte daſtehn, und alle Beſenſtiele ſollen ſich mit dir ihres Daſeyns freuen.

Da ſteh ich vor dir, den rechten Fuß vor, die Hand am Kinn, und betrachte dich, würdiger Gegenſtand des Nachdenkens, edler, erhabner Beſenſtiel!

Zu was für ſeiner Höhe warſt du hinangeſtiegen, als du noch grünteſt und blühteſt! Du ſchwebteſt in den Wolken und lieſſeſt dich ſchaukeln und wiegen. Nachtigallen flöteten dir Concerte, und begrüßten dich Morgens und Abends in deiner Schönheit.

Ehrwürdiger, erhabner Sohn eines alten Stammes! Das war dein Name, das deine Würde! Du grünteſt und blühteſt in der Krone deines erhabnen Vaters, du würdiger Zweig des erhabnen Tannenbaums!

Ich erſtaune vor deiner Hoheit und bücke mich ehrfurchtsvoll vor dir! und die andern Menſchen-

kinder wollen dich in einen Winkel ſtellen, und dich zum Gaſſenfegen gebrauchen?

Himmelſchreiend: Ungerechtigkeit! Wo find' ich Worte, ſie abſcheulich genug zu ſchildern! Sind denn die Menſchenkinder ſtockblind für das Verdienſt? Wahrlich, lieber Beſenſtiel! das Ende der Welt iſt nahe!

Man ſollte doch immer an deine erhabne Abſtammung denken, und dir nicht ſo geringſchätzig begegnen! Konnte man dich tiefer herabſetzen, als man gethan hat: du biſt nicht einmal ſo viel als ein Stock, du biſt nur ein Stiel! Das kann ich nicht länger mit anſehn! Du muſt ſchlechterdings aus dem Winkel wieder heraus; und die Welt muß deinen Werth ganz einſehn.

Wenn du auch ſelbſt zu ſchwächlich und markloß geweſen wäreſt, ein Stammhälter zu werden, wenn du auch nicht beſtimmt warſt, Meere gebieteriſch zu durchſegeln, und ein hoher, majeſtätiſcher Maſtbaum zu werden, ſo gehörteſt du immer mit zum Stammbaum, an dem ja doch, wenns recht ſeyn ſoll, nichts fehlen darf.

Ich ſchaudre davor zurück, wenn ich bedenke, wie man dich behandelt hat; entſetzliche Begegnung iſt dir widerfahren!

Wenn du auch für dich ſelbſt kein Baum werden, und unter deinem Schatten Menſchen und Vieh beſchirmen konnteſt, ſo war doch dein Vater ein erhabner Baum, und um deßwillen hätte man

deiner ſchonen ſollen: du warſt doch immer von erhabnem Stamme, wenn du auch ſelbſt nichts getaugt hätteſt; kurz, dir gehörte immer in der Höhe, und nicht in der Tiefe und im Winkel eine Stelle.

Das iſt ſonnenklar! Nur die verblendeten Menſchenkinder, die deinen Werth nicht einſehn, dein Verdienſt nicht zu ſchätzen wiſſen, können ſo hart gegen dich ſeyn. Tröſte dich aber mit manchem Adamsſohn, dem's nicht beſſer ergeht; die Welt iſt in dieſen Zeiten einmal dahin gegeben dem verkehrten Sinne, der das Oberſte zu unten bringt, und Kraut und Rüben untereinander menget. Schicke dich in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit.

Aber was ſoll das leidige Tröſten! Das hilft dir nichts! Deine Hoheit will ich dir wiedergeben, der Welt will ich die Augen aufreißen, daß ſie deinen Werth ſehe, und hinfort ihr Herz nicht mehr verſtocke, wie der Prophet ſagt.

Was ſollen deine Onkles und Tanten dazu denken! Ich ſehe, wie ſie die Köpfe ſchütteln und ſich empören, die Schmach, die man dir anthut zu rächen: ſie ſtehn hoch und groß da, ihr Haupt in den Wolken, und du, ihr würdiger Zweig, ſollſt im Staube liegen! . . . . .

Euer brauſender Zorn iſt gerecht! Es ſtürmt in euch! Ihr empört euch! Eure Kinder ſollen Beſenſtiele ſeyn? ſie, die ſonſt aus der Höhe ſtolz auf den Staub niederſahen, ſollen ſich nun im Staube herumtreiben und im Staube wohnen?

Ihr zittert vor Wuth! Ich höre euren Entſchluß, und der Himmel ſoll euch dazu beiſtehn! — Eine Landplage ſoll über die Menſchenkinder kommen, als eine fürchterliche Strafe der widerſpenſtigen und verkehrten Welt! Mit verderbenden Raupen wollt ihr euch erfüllen, die ſollen niederfallen auf die Menſchen, und auf die Früchte der Erde, daß ſie davon hinfallen, wie das Vieh.

Da habt ihr die Erklärung, verblendete Menſchen, von den, ſeit einigen Jahren die Wälder verheerenden Raupen — eine Landplage ſind ſie, welche die Beſenſtiele über euch bringen.

Was haſt du gethan, Beſenſtiel, daß man dich ſo behandelt! Haſt du nicht mit beſchattet alles was auf Erden kreucht, ſo da ſind, beide Menſchen und Vieh?

Haſt du es nicht gern verſtattet, daß die feinen Sänger unter deinem Schatten ſangen, und das Ohr der Menſchenkinder erfreueten?

Haſt du nicht in der Krone des Baums geprangt, den Anblick des Baums verſchönert, und das Land unter dir geſchmückt?

Und die Menſchheit wagte es, ſich an dir zu vergreifen, und deine Hoheit anzutaſten? Man iſt ſo grauſam, dich von deinem Stamme hinwegzureißen, deine Kleider auszuziehen, dich herunterzuhauen, dich zu ſchinden, dich zu einem Beſenſtiele zu machen, und dich mit Füßen zu treten? Ha! daß dich das Glück in eine gewaltige Hand, in die Hand

eines Simſons führte, der dich ſtatt eines Eſelskinnbackens gebrauchte.

Aber hoffe und glaube, es wird die Zeit kommen, und ſie iſt vor der Thür, wo man deinen Werth einſehen, und der Staar von den Augen der Verblendeten ſich löſen, wo man nicht mehr von dir, wie jetzt, ſagen wird: du ſeiſt vom Zaune gebrochen, und ſeiſt von Holz wie die andern Stiele!

Armer Beſenſtiel! Wie du da unbekleidet und nackend im Winkel ſtehen mußt! Du hätteſt ſchier gar keinen Troſt, wenn dich nicht zuweilen eine allerliebſte runde Mädchenhand ergriffe und — mit dir Kehraus ſpielte.

III.

Nachgedanken über eine Null.

O

Um dich recht genau zu betrachten, hab' ich dich hiehergeſchrieben, du wunderliche Null. Wie du da ſtehſt, biſt du nichts. So ſprechen die Leute, ich ſage das nicht, du kleine närriſche Null!

Wie du daſtehſt, biſt du ein kleines, weißes Fleckchen auf dieſem Papiere, das mit einem ſchwarzen Ringe umgeben iſt, ein kleines Ding, das Null

oder Nichts bedeuten ſoll. Du biſt alſo etwas, und heißeſt nur Nichts.

Das geht dir wie vielen Dingen in der Welt, die wohl etwas ſind und nichts heißen und nichts gelten. Es geht dem armen Menſchen auch oft ſo, laß dichs alſo nicht befremden.

In keinem Dinge haben ſich die Menſchen mehr widerſprochen als in Dir, und deiner Bedeutung Nichts. Es iſt mir, als ob du uns alle auslachteſt, du kleines rundes Auge. Sollſt nichts ſeyn, und biſt doch ſo nöthig, und gehörſt zu den Zahlen, wenn wir zählen wollen ſo gut wie die andern, ſo gut wie die 9. Alſo auf den kleinen Zorf oder Schweif kommts an, dann wärſt du ſo ein Ding wie eine 9? Das wäre wunderbar! Ich will mich nicht wundern; wir arme Menſchen ſind lauter Nullen nach dem gemeinen Ausdruck, wenn wir nicht ſo etwas hinter uns her hängen haben.

Aber fühlt euren Werth, ihr Nullen, die ihr ſo unbedeutend ſcheint! Der große Zahlen- und Rechenmeiſter, der die Sterne zählt und bei uns Menſchenkindern das Addiren, Subtrahiren, Multipliziren und Dividiren tagtäglich und ſtündlich treibt, hat euch alle mitgezählt, und kann ohne euch ſein großes Exempel nicht ausführen — der König und der ärmſte Mann ſtehn vor ihm nebeneinander.

Wie's doch in der Welt ſo auf das Zuſammenſtehen ankommt, wenn man etwas ſeyn ſoll, das ſeh' ich wohl recht an dir, liebe Null, und mit

dir ſoll ſich jeder überſehene arme Menſch, der eine Nullhe iſt und für eine Null gilt, tröſten.

Es gehen Wunder mit dir vor! Du biſt Nichts und heißeſt Nichts, und wenn ich auch noch eine Null neben dich ſtelle, ſo biſt du immer nicht mehr als zweimal Nichts; da darf ich aber nur eine 1 vor euch hinſtellen, nun ſeid ihr auf einmal eine große Zahl und heißet hundert, und ich darf nur noch eine 1 hinter euch ſtellen, ſo heißet ihr gar ein Tauſend und eins.

Himmel und Erde! Was kann aus einer Null werden, wenn vielbedeutende Dinge um ſie herſtehen! —

Aber wenn nun die arme Null nichts, gar nichts wäre, wie könnten denn die andern Zahlen ſo viel werden, oder bedeuten, wenn ſie ſich mit den Nullen zuſammenſtellten.

Laßt euch, ihr armen Menſchen nicht weis machen, daß ihr Nichts wäret: es kömmt nur darauf an, daß ihr, und mit wem ihr zuſammenſtehet. Der größte Menſch iſt eine Null und bedeutet Nichts, wenn er ganz allein daſteht, und nicht in Verbindung mit andern geſtellt iſt. Einer iſt um des andern willen da, und es gäbe keinen Oberherrn, wenn es keine Unterherren gäbe. Wird mancher über den Ausdruck hier lachen — in Gottes Namen! Ich nenn' es ſo: wenn ich auch nicht Herr über andere ſeyn kann, wenn ichs nur über mich ſelbſt bin.

Du biſt alſo immer nur eine Null, wenn du allein ſtehest, das heißt: du bedeuteſt nichts; aber deshalb biſt du nicht etwa Nichts, ſondern bleibſt immer ein Ding, ein Etwas, welches man nützlich gebrauchen kann, wenn man es recht zu ſtellen weiß.

So ſind alſo die armen Menſchen gerade am allerwenigſten nichtsbedeutende Nullen; denn die ſtehn immer dicht im Gedränge, und arbeiten beieinander, und machen des lieben Gottes größte Summe aus. Sie tragen alſo alle redlich dazu bei, das große Rechen-Exempel vollzählig zu machen; denn wir brauchen ja ſchon die Null, wenn wir über die Zahl 9 hinausgehen. Wir arme Nullen machen das große, reiche Facit eben mit aus.

Ich würde mich recht freuen, wenn man uns lieben Landleute ſtets die armen Nullen nennen wollte, und jeden auslachen, der ſich dadurch geſchimpft glaubte. Ich will mich noch näher erklären, wie ich das meine. Die Zahlen 1, 2, 3, u. ſ. w. bis 9, bedeuten alle die Stände die über uns ſind, oder, die Ehre, Rang, Anſehn und Gewalt über uns haben. In einem Lande aber, wo es keine Landleute gäbe, würden alle jene Stände vergeblich ſeyn, ſie würden kein großes und vollſtändiges Ganze ausmachen können. Sie würden Zahlen ohne Null ſeyn. Um der Bürger und Landleute willen iſt der Regent da, um ihretwillen hält er Miniſter und Räthe, um ihretwillen ſind Gerichtshöfe angeſtellt, für ſie ſind Richter, Aerzte, Pre-

diger, Schullehrer u. ſ. w. Sie ſind lediglich da, den Bürger- und Bauerſtand zu belehren, zu regieren, durch beide einen Staat, oder ein großes Ganze zu bilden, und dieſem Ganzen Reichthum, Größe und Stärke zu geben. — Da haben wirs! So geben die armen Nullen den Zahlen erſt ihre Beſtimmung, ihren wahren Werth, und machen mit jenen Zahlen zuſammen das große Facit aus.

Nun ſage mir noch einer, daß die Nullen nichts wären. Ach lieber Gott! Laß uns doch arme Nullen bleiben, bis ans Ende! Amen.

Wenn mir recht iſt, ſo hab' ich einmal geleſen, oder irgendwo gehört: es gäbe ein Ding, das weniger als Nichts ſey, oder es habe jemand weniger als Nichts. Wenn das kein Druck oder Sprachfehler iſt, ſo muß ſich's ſo erklären laſſen: wir lieben Landleute ſind arm, wir ſind alſo Nullen, oder wie die großen und vornehmen Leute ſagen: wir ſind Nichts. Da wir aber fleißig arbeiten, und die großen reichen Summen mit vollzählig machen, und die großen Titel und Gewalten, die ohne uns nicht wären, mit hervorbringen, ſo mögen die wohl, die das nicht thun, die alſo nicht fleißig wirken und arbeiten, und dem groſſen Ganzen nicht nützen, weniger als Nichts ſeyn. Ja, ganz gewiß, das iſt die Erklärung.

Ich muß einmal nachdenken, wer dazu wohl gehören kann.

Erſtlich, alle Müßiggänger überhaupt, die dem lieben Gott den Tag abſtehlen, nichts nützliches verrichten, und ihren Mitmenſchen eine Laſt ſind.

Zweitens, alle diejenigen, die aus Haß und Abneigung gegen die menſchliche Geſellſchaft, oder mit der verrückten Grille, keinen über oder neben ſich zu haben, ſich von der Welt in die todte und unwirkſame Einſamkeit zurückziehen, und ſich allen Gelegenheiten, Gutes zu thun und zum Wohle des Ganzen mitzuwürken, entziehen. Dahin gehören die ſtumpfen, gefühlloſen Menſchen, die ſich um das Wohl und Weh ihrer Mitmenſchen nicht kümmern, die Einſiedler, und die aberwitzigen Narren, die ſtets von Unabhängigkeit ſchwatzen und nach Unabhängigkeit ſtreben, und darüber beinahe Hungers ſterben.

(Lieber Gott! ich danke dir, daß ich eine arme Null, und nicht weniger als Nichts bin. Mögen doch meine Nachbarn alle, große Zahlen 7, 8, 9, ſeyn, wenn ich nur mit zur Summe des Ganzen gehöre und dazu mitwürke.)

Drittens, die großen Geldhäuſer, die Geizhälſe die nur immer für ſich addiren und multipliziren, und ihren Mitmenſchen wenig oder gar nichts davon zu gute kommen laſſen.

Viertens, alle die Herren dieſer Erde, die einen Titel haben, den ſie nicht verdienen und

der ihnen einen Werth beilegt, den ſie nicht haben.

Was hülfe dirs, liebe Null, wenn du dir einen langen Schweif anhingeſt, daß du wie eine 9 ausſäheſt, wenn du deshalb doch immer nur eine Null bliebeſt, und als eine Null würken könnteſt.

Ihr lieben Landleute! Laßt uns doch ja arme Nullen bleiben, und Gott behüte uns dafür, daß wir nicht weniger als Nichts werden.

Eine Null iſt alſo doch immer etwas, und wird nur bisweilen Nichts genannt, und bedeutet nichts, wenn ſie ſo allein da ſteht. So erklär' ich's mir auch, wenn Moſes ſagt: Gott habe die Welt aus Nichts geſchaffen. Aus Nichts wird Nichts, dabei bleib' ich, und wenn auch Moſes hier vor mir ſtände. Ein Etwas, ein Grundſtoff, woraus Gott die Erde zuſammenſetzte, war immer da.

Ich könnte noch Betrachtungen über dein Aeußeres oder über die Figur, die ſie dir, du liebe Null, gegeben haben, anſtellen, und mich darüber wundern, daß du ein runder Ring biſt, an dem man weder Anfang noch Ende ſieht, der alſo wohl eher ein Sinnbild der Ewigkeit ſeyn könnte; aber das will ich für dieſesmal nicht thun, will mich lieber freuen, daß du ſo ein rundes Ding biſt, und den großen Rechenmeiſter dort oben bitten, daß wir lieben Landleute immer recht runde und geſunde Nullen bleiben.

Anmerkung. Wie man ſich doch zuweilen nicht beſinnen kann; ich wußte vorher nicht, was das heißen ſollte: weniger als Nichts haben; nun iſt mirs eingefallen: wer kein Geld hat und obendrein noch andern etwas ſchuldig iſt, der hat weniger als Nichts.

Darum dank' ich dir lieber Herr Gott, daß ich nicht weniger als Nichts bin; laß uns lieben Landleute nur ſo ſchlecht' und rechte Nullen ſeyn und bleiben, und Nichts bedeuten. Amen.

IV.

Nachgedanken über die zerriſſenen Schuhe in meiner Polterkammer.

Wenn doch mein gutes Weib darüber erſt recht mit mir einig wäre, daß ſie bei eurem Anblick', ihr lieben zerrißnen Schuhe, auch ſo froh ausſehen könnte, als ich. Die Kinder machen einen noch ganz arm mit Schuhzerreißen, ſpricht ſie oft und zerreibt ſich die Stirn darüber, und ich ſtehe dann immer neben ihr, und weiß nicht, warum ſie ſich ſo wunderlich darüber hat. Wo viel zerriſſenes Schuhzeug liegt, pfleg' ich zu ſagen, da ſind die Leute geſund und gut auf den Beinen. Beſſer zum

Schumacher, als in die Apotheke! Wenn ich euch ſo da liegen ſehe, bin ich oft ſchon ſtill geſtanden, wie ich jetzt ſtill vor euch ſtehe. Das menſchliche Leben iſt doch gar nicht ſo kurz, als man gewöhnlich glaubt; wenn ich bedenke, wie viel man gehen und Schuhe zerreißen muß, bis man am Lebensziel iſt; wer achtzig Jahr alt wird, hat wenigſtens dreihundert Paar Schuh' zerriſſen. Nun denke man ſich die ſchreckliche Weite des Weges, auf der man dreihundert Paar Schuhe zerreißt, bis man am Ende der Reiſe iſt. Großer Gott, es iſt kein Wunder, daß man ſich nach und nach ganz matt und müde, und ſo abläuft, daß man am Ende nichts iſt, wie Haut und Knochen, und zuletzt ohne Athem liegen bleibt. Eine tüchtige Strecke weiter! rufe ich aus, wenn ſo ein Paar Schuh wieder zerriſſen ſind, und ich ſie neben die andern in die große Polterkammer hinſtelle, eine tüchtige Strecke weiter! Einige male ſchon ſind mir die Freudenthänen dabei in die Augen gekommen, und die zerriſſenen Schuhe ſind mir faſt ehrwürdig geweſen. Ihr alten guten Treters, hab ich ſie dann oft angeredet, ihr habt mir gute Dienſte gethan; ihr habt mich eine ganze Strecke näher dem Vaterlande gebracht, wo man keine Schuhe mehr zerreißt! Wie viel tauſendmal tauſend Schritte mag ich in euch gethan haben! Ihr ſeid getreu mit mir gewandert, und habt euch gleichſam für mich aufgeopfert, habt, wie ein treuer Freund, der ſich über den Freund

würft und die Dolchſtiche, die den Freund treffen ſollten, ſelbſt auffängt, meinen Fuß beſchützt und ihn vor Verwundung bewahrt, habt euch ſo lange bei dieſem Schutze ſtandhaft gehalten, bis ihr nicht mehr konntet, und eure Kräfte nicht mehr zuſammen hielten. Ihr liegt nun bei den übrigen, die alle ſchon von der Zahl abgehen, die mein Leben zerreißen ſoll.

Wer euch anſieht, dem muß wohl einfallen, daß hier kein Bleiben und Ausruhen iſt, darum ſorgt auch jeder dafür, ſich ſobald er kann, wieder ganze in die Stelle der zerriſſenen zu ſchaffen, und immer nur fortzuwandern. Es kommt mir immer vor, als wenn die Schuhe auf Vorſpann wären: die alten zerriſſenen Schuhe werden aus, und die neuen eingeſpannt; es muß immer ſchnell fortgehn, die Zeit zwiſchen dem Aus- und Einſpannen iſt ein kleines, kleines Ausruhen.

Viele Leute haben mich ſchon darüber ausgelacht, daß ich alles, was ich abreiße und ablege, ſo ſorgfältig aufbewahre, und ich verarge es ihnen nicht, denn ſie wiſſen nicht recht, was ich mir dabei denke; auch können ſie und ich nicht dafür, daß ſie ſich das nicht ſo wie ich denken können und wollen, und daß ſie kein Vergnügen daran finden, und mein Verfahren, wer weiß wie, nennen. Sie können lachen, und ich kanns ertragen. So bleiben wir gute Freunde.

Aber mir gefällts recht wohl in meiner Polter-kammer, und ich bin manche Stunde darinnen, ſehe mich unter den vorigen Zeiten um, und freue mich über den Einfall meines ſeeligen Vaters, der mich dieſe Aufbewahrung lehrte.

Da liegt alles auf- und neben einander geſchichtet, was ich, ſeit meinen erſten Lebenstagen an Schuhen abgeriſſen habe.

Ihr ehrwürdigen Reſte meiner vergangenen Tage, wie gern weih ich euch zuweilen ein Stündchen ernſter Betrachtung; ach, ihr erinnert mich an ſo manches, was mir recht in der Seele wohl thut, und noch jetzt zu meinem Frommen dient.

Da ſeid ihr kleinen, Saffiangelben, fingerlangen Schuhe, die erſten meines Lebens, mit denen ich vom Mutterſchoß auf des Vaters ſchooß hinging und vor ihnen auf dem Tiſche ſprang. Ihr erſten kleinen, lieben Schuhe, ich ſeh euch mit Rührung an. Gott, was für ein kleines, ohnmächtiges Geſchöpf war ich, als ich in euch noch ſtand und hüpfte! Was hatten meine redlichen Eltern da für Mühe mit mir! Meine Mutter, die gute, redliche, wie manche ſchlafloſe Nacht hatte ſie da um mich, und ich wußte noch nicht wie gütig ſie war, und konnte ihr nicht danken. Mein zufriedenes Lächeln, wenn es mir an ihrer Mutterbruſt wohl ſchmeckte, nahm ſie für Dank an, mein Gedeihen war ihr Lohn für Wartung und Pflege. Gott, mit wie wenigem Danke iſt eine Mutter zufrieden, und ſie

thut

thut doch so viel an dem Kinde, und opfert oft Gesundheit und Leben für das Kind auf. Daß wir doch Alle so gern und so uneigennützig das Gute thäten, als es eine Mutter an ihrem Säugling thut.

Wie bald muß ich euch, ihr kleinen Schuh', entwachsen seyn: ihr seid nicht zerrissen. Es kommt mir mit euch wie mit den Knabenspielen vor: viele darunter sind so niedlich und unterhaltend, daß man sie immer fortspielen mögte; aber wenn der Knabe größer wird, entwächst er ihnen, sie kleiden den großen Knaben nicht mehr, ihr Raum ist ihm zu enge, sie sind ihm zu klein worden. Ach wir sind alle unsern unschuldigen Kinderspielen, unsern Knabenfreuden und Wünschen zu früh entwachsen! wir wurden große Knaben, und trieben größere, aber nicht vergnügendere Knabenspiele; wir großen Knaben haben die Freude nicht so wohlfeil mehr, und wir freuen uns nicht so in einem fort, wie die Kinder, bei denen das stete Froh- und Lustigseyn, die Wehmuth nicht aufkommen und dauern läßt; wir alten Knaben verlangen gar zu viel, ehe wir uns freuen können, und sind viel zu ernst für die Freude.

Wie sie da alle neben einander stehen, die kleinen Kinderschuhe! In jedem Paar liegt ein Zettel, worauf das Jahr geschrieben ist, in welchem ich sie trug, immer ein wenig größer, wie die Orgelpfeifen, und alle vorn an der Spitze durchgestoßen; kommt das daher, weil man dann so gern größer seyn will,

und ſtets auf den Zehen ſteht; auch erinnert ihr zerſtoßnen Spitzen mich wohl an meine zerſtoßene und zerfallene Stirn! In euch, kleinen Schuhe, bin ich viel geſtolpert; wer lernte denn ohne Stolpern gehen! Einige Dutzend Schuhſpitzen muß jeder Menſch erſt wegſtolpern, eh' er vorſichtig gehen lernt, und der Kopf heil wird. So iſt's uns gegangen, und ſo wird es allen, die nach uns kommen, auch gehen. Muß mich darum wundern, daß mein gutes Weib die zerriſſenen Schuhe unſerer Kinder nicht ſo gern anſieht als ich, da meine Knabenſchuhe gerade ſo ausſehen, und mein Kopf noch nicht heil wäre, wenn an allen denen Schuhen die Spitzen nicht abgeſtoßen wären.

Neben dieſen Schuhen meiner Kinderjahre liegt ihr, kleinen erſten Flügelkleider oder Pohlenröcke, leicht und bunt wie die Kinderfreude, und dahinfliegend wie ſie. Als ich in euch noch herumhüpfte, war ich gut und unſchuldig wie ein Engel, und kannte das Böſe der Welt nicht; o warum hab' ich mich denn ſo ſehr nach dem Größer- und Aelterwerden geſehnt! Und warum treiben denn ſo viele Eltern ihre Kinder ſo gar zu früh und recht mit Gewalt, aus den paar unſchuldigen Kinderjahren heraus, und von den frohen Knabenſpielen, zu den ernſten Geſchäften fort? Wenn wir doch unſere Kinder ſo lange als möglich, unſchuldige, frohe, luſtige Kinder ſeyn, und ſich an ihren bunten Kinderſpielen ergötzen ließen. Nur zu bald geht dieſe einzig frohe Zeit des

Lebens dahin; hui! wie muß es da gegangen seyn, da stehn vierzehn Paar, die eine Jahrzahl haben, also in einem Jahre zerrissen sind.

Was das aber für Geld gekostet hat, sagt mein liebes Weib. Ja freilich! Aber das segnet der liebe Gott an der Gesundheit wieder, und bringts wieder ein. So ein Junge, der recht viel Schuhe zerreißt, schaft sich Kräfte auf den Leib, härtet seinen Körper ab, wird ein rascher, gewandter, junger Kerl, dreht sich dreimal um, indeß ein anderer sich einmal umdreht, hat Kraft etwas anzugreifen, arbeitet für drei Mann, und spart den Eltern dann wieder viele Ausgaben. Durch seine Knabensprünge und Wildheit hat er sich an Raschheit und Fleiß gewöhnt; nun wird ihm nichts sauer, alles geht an ihm, als ob es fliegt; eh' man sich's versieht, ist die Arbeit fertig, und eine andere wird muthig angegriffen; er kann nicht still sitzen, muß immer sich beschäftigen, immer arbeiten, und so kommt er zu etwas, und wird ein braver Kerl, und bringt's seinen Eltern hundertfältig wieder ein, was er als Knabe gekostet hat.

Gottlob, daß das bei mir auch so ist! ich sehe euch mit Freuden an, ihr zerrissenen Knabenschuhe, und habe darum immer den lieben Vater im Himmel gebeten, daß er mir Jungen geben soll, die recht viel Schuh einmal zerreißen. Meiner Frau hab' ich davon aber nichts gesagt; denn die würde ein Aergerniß daran nehmen und denken, ich wollte

mit Gott einen Scherz treiben, und das will ich doch wahrhaftig nicht; aber ich denke immer, es iſt eine herrliche Sache um die wilden Jungen, die nicht einen Augenblick ſtillſitzen können, und ſich immer herumtummeln müſſen, und mein Tage iſt aus einem ſchläfrigen, trägen Füllen, noch kein raſches muthiges, fleißiges Pferd geworden.

Euch da ſeh ich wohl, ihr ſteht ſo ein wenig allein, wie die allererſten Kinderſchuhe; euch bekam ich, als ich eingeſegnet wurde! Ach eine feierliche, feierliche Zeit! Ich werde den Tag nie vergeſſen. Namenlos ſeeliger Gefühle iſt doch auch ein Knabenherz ſchon fähig. Wie einem iſt, wenn man einen recht großen Herrn, der einen ſehr glücklich machen kann, zum Freunde bekommen hat, ſo und noch weit anders, ich kann's nicht ausſprechen, war mir; ich fühlte mich ſelbſt ſo groß, und hielt mich für ſo viel, daß ich mit dem großen Herrn ſo vertraut umgehn ſollte, und ich nahm mir's ſo feſt vor, mich immer ſo gut zu betragen, daß er ſich meiner zu ſchämen nie Urſach haben ſollte. Doch wie will ich's beſchreiben, mit welcher gerührten und ſeeligen Seelenſtimmung, und mit welch einem freudigen Muthe zugleich ich dieſem Tage entgegen ging. Es mag auch wohl bei mir wahr geworden ſeyn, daß ich mehr gefühlt als gedacht habe, und daß das Gefühl nicht immer ein ſich ſtets gleich und hellbleibender Leitſtern für den Tugendweg iſt; daß hingegen feſte, in eigene Ueberzeugung übergegangene

Grundsätze der wahren Rechtschaffenheit und des edlen Lebenswandels sicherer, und gerader zum Ziele führen; ich sehe das an den Schuhen deutlich, sie sind so gut wie die vorigen schief gegangen. Wie das so bei dem Leichtsinn jener Jahre geht; man ist rasch und flüchtig, man nimmt sich zu nichts recht Zeit, man zieht die Schuhe nicht recht auf, schnallt sie nicht dicht und sorgfältig, und achtet nicht darauf sie umzuziehen. Aber ich bin doch nicht böse darüber. Es ist ein glücklicher Jugend-Leichtsinn, der die Schuhe schief geht, der über alles noch leicht hinweghüpft. Mein Vater seeliger sagte immer in seiner Herzens-Einfalt: wo die Schuhe noch schief sind, da ist das Herz noch grade. Das mag wohl wahr seyn; wenn man erst weiter hinkommt, und älter, und darum auch sorgfältiger und ein wenig eitler bei dergleichen Dingen geworden ist, dann ist auch die glückliche Unbefangenheit dahin; man denkt: was werden die Leute sagen, wenn du nicht ordentlich gehest, wenn du noch so kindisch springen und so unanständig laufen wolltest, du mußt dich nun nett und ordentlich kleiden, du must auf einen niedlichen Fuß halten, du bleibst ja sonst hinter andern zurück — ja ja, wenn man erst so in sich spricht, dann läuft man die Schuhe nicht mehr schief; dann aber lernt das Herz bald etwas schief gehen. Triebe und Leidenschaften wachen nun auf, und da ist bald ein Schritt von dem graden Wege abgethan; es tritt leicht schief und fehl.

Gewöhnlich geht man die Schuhe zum erſtenmale grade, wenn man zum erſtenmale liebt, und Hoffnung hat wiedergeliebt zu werden. Aber dann wird auch das Herz ſogleich ein wenig ſchief. Da lernt es bald kleine Winkelzüge, und verleugnet ſein ſonſt ſo ſchönes Gradedurchgehn; es lernt ſich verſtellen, es ſchlägt unregelmäßig, es lernt nun auch wohl Empfindungen hegen, die es mit dem Wohle des andern nicht gut meinen.

Lieber mögen meine Jungen ihre Schuh ein paar Jahre länger ſchief laufen, dabei aber grade und unbefangen am Herzen bleiben. Wo dies ohne das Schiefgehen der Schuhe in der Jugend geſchieht, da iſt's eine ſonderliche und außerordentliche Gabe Gottes.

Ja ja! ich hatte wohl Recht! Hier weiterhin, da ſtehts geſchrieben! Was das für ein paar ſpitze nette Schuhe ſind, zwei Jahre nach dem Einſegnen — da war ich zum erſtenmale verliebt; die ſind nicht mehr ſchief gelaufen. Ich erinnere mich recht wohl, daß ichs meinem Vater damals übel nahm, daß er mir Vorwürfe über dieſe zu leichten und nicht dauernden Schuhe machte, und mir das Geld ärgerlich dazu gab Die Schuh ging ich gerade, aber mein Herz ging ſchief Sie ſtanden mir bald nicht mehr an, ſie waren ſchon breit getreten, und ich konnte doch mit einem breiten Schuh nicht vor meinem Mädchen erſcheinen; auch hatten ja die andern jungen Leute, ſo niedliche ſpitze Schuh, ich mußte

nothwendig andere haben, der Vater durfte das aber nicht merken: ich nahm das Geld dazu aus meiner Sparbüchſe, die ich doch bald darauf, als mein Vater mich darnach fragte, unangebrochen nannte. Ich war eitel, unordentlich, verheimlichte und log. — Ach wie ſchief war mein Herz, und wie ſchön gerade meine Schuhe!

Ihr ſeid nicht zerriſſen! Aber wie ungleich ſeid ihr meinen erſten, nicht zerriſſenen Schuhen! Wie unſchuldig war ich in denen, wie ſchuldig in euch! Jene erſten unten, ein Bild der Kinderſpiele, denen wir entwachſen; ihr ſeid ein Bild der Begierden, die uns überwachſen und zerrütten.

Da weiterhin, ſtehn wieder ſo ein Paar abgeſondert von den übrigen! ihr ſeid es, liebe Bräutigams-Schuh. Es freut mich, daß ihr beſſer ausſehet, als jene verliebten, nicht zerriſſenen, wovon da ein halb Dutzend Paar neben einander ſtehen. Ihr ſeid tüchtig gebraucht, und ſo iſt's Recht. Ein Mann, der das Seine zu Rathe halten muß, kann nichts zur Parade hinſtellen, er muß alles nutzen, ſo lange er kann, und je länger jede Sache zu nutzen iſt, deſto ehrenwerther iſt ihr Andenken; der Nutzen eben, und nicht der äußere Schein, beſtimmt ihren Werth. An euch ſeh ich, daß ich beſſer geworden bin! Ihr ſeid die erſten, die den ruhigeren Gang des Mannes verrathen! Man ſteht ſonſt gern in den Bräutigams-Schuhen auf Schrauben; aber das wollt ich nicht. Ich wollte als Mann nicht

gern weniger ſeyn, als ich als Bräutigam war, und darum richteten ſich meine Schuhe nach meinem Fuße, und nicht die Füße nach dem Schuhe. Ihr ſeid bequem, wie es ſeyn ſoll, und habt nicht eher euren Platz dort bekommen, als bis ihr nicht mehr auszubeſſern waret. Mit euch bin ich eine tüchtige Strecke weiter geſchritten! Ihr habt euch bewährt durch lange Brauchbarkeit, ihr ſeid das Bild guter Haushaltung! Seit ich euch getragen habe, verbrauche ich jährlich zwei, auch wohl drei Paar Schuh weniger, obwohl ich noch mehr zu gehn als ſonſt habe. Aber der feſte Gang des Mannes kippt und wippt nicht ſtets wie der Knabe mit den Schuhen, macht nicht unnöthige Umwege, und läuft die Meile nicht fünfviertel. Der Gang des Mannes, wenn er auch ſchnell ſeyn muß, iſt feſt und ſicher, und wählt den beſten und den kürzeſten Weg. So wird's ihm eher als dem Knaben möglich, ſeine Schuhe gerade zu gehen, ohne daß ſein Herz dabei ſchief wird.

Ihr habt einen guten Anfang gemacht, ihr lieben Bräutigamsſchuhe; alle, die bis jetzt neben euch ſtehen, ſind ſo rechtlich zerriſſen, und ſo lange als möglich benutzt und ausgebeſſert, bis ſie ſo mürbe waren, daß ſie keinen Stich mehr hielten. So ſoll's mit dem, der euch trug, auch gehen, er wird ſo lange arbeiten und ſeine Dienſte thun, ſo lange ſeine Kräfte redlich benutzen, ſo lange an ſich ausbeſſern, bis er nicht mehr zuſammenhält, und wie ihr, in die Kammer unter der Erde,

neben seine in Staub zerfallne Mitwanderer hingelegt wird.

Wann wird das seyn! Wie viele Paar Schuhe werd' ich noch brauchen, eh ich meine große Lebensreise vollendet habe! Wo wird das letzte Paar stehen!

Wenn's mir so wie den mehresten geht, so wird das letzte Paar nicht zerrissen werden; das allererste und das allerletzte Paar Schuh des menschlichen Lebens wird selten zerrissen. Werd' ich alt, so wird mir's wie den mehrsten alten Leuten gehn, die sich gar zu gern noch ein Paar neue Schuhe machen, und, sie gesund zu zerreißen, sich wünschen lassen; denn kurz vor dem Erlöschen flackert das kleine müde Lebenslicht noch einmal recht auf, da erwacht so recht süß noch einmal die Lust zum Leben, dies ist gewöhnlich das Zeichen der baldigen Auflösung, da kommt's auf einmal dem Geist vor, als hätt' er noch vieles zu besorgen und zu beschicken. Mancher fing noch kurz vor seinem Tode einen großen Bau, oder ein weitläuffiges Geschäft an; ein anderer schickte sich zu einer weiten Reise, und die mehresten lassen sich gern noch ein Paar Schuh anmessen. Ehe die Schuh oft noch ankommen, war mancher Greis schon entschlummert, andere sahen sie mit kindischer Freude, und streichelten mit der Hand auf ihren blanken Sohlen, futterten sie sich aus: da solls sich recht weich drauf gehn, zogen sie vielleicht ein paarmal an, und dann zog sie der Tod aus.

Ich werde euch denn wohl auch nicht zerreißen, ihr letzten Schuhe meines Lebens, weil der Tod, will's Gott, mich auch einmal überraſchen wird. Bis dahin will ich mich noch immer meiner zerriß-nen und abgelegten Schuhe herzlich freuen, und hier in der Polterkammer, euch ehrwürdigen Reſte betrachten, und mich daran erinnern, was ich ſchon alles an den Schuhen abgeriſſen habe. Das will ich thun, bis ich auf den letzten Sohlen gehe. Amen.

V.

Nachgedanken über eine Perücke.

Schreckliches rauhes Ding, ich bebe immer vor dir zuſammen, wenn ich dich in deinem großen geiſt-lichen Staate erblicke, und an die Köpfe gedenke, die du mit deinem Gewicht tyranniſirſt. Grauſiges Gemiſch von Ziegenbocks- und Pferdehaaren, was haben dir die armen Menſchenköpfe gethan, daß du ſie ſo mißhandelſt!

Ich habe ſchon manchen gar ſanften, lieben jungen Mann gekannt, der, ich möchte ſagen, ganz der lebendige Satan wurde, ſobald er ſeinen Kopf in dieſes ſchreckliche Fell geſteckt hatte. Wir haben ſo einen Unhold zu unſerm Prediger hier gehabt,

der ſtets grimmig wie ein Bär auf die Kanzel ſtieg, vor Zorn einmal übers andere das Pulpet zerſchlug, der nur immer unſern Sünden fluchte, und uns mit Leib und Seele in die Hölle ſchleuderte. Mit gräßlicher Schadenfreude ſah er uns dann darin brennen, hörte lachend unſer Heulen und Zähneklappen, und freute ſich, daß wir Zeitlebens im hölliſchen Schwefelpfuhl ſtecken würden. Stets war er barſch und unbarmherzig gegen uns, wenn er auf der Kanzel ſtand; wir fanden keine Gnade vor ihm, er ſchleppte uns ſtets vor Gottes Gericht, nannte uns nur immer Böcke, die zur linken ſtehn müſſen, verfluchte, vermaledeiete Böcke. So wie er war, mußte der liebe Gott grade auch ſeyn. Der mußte uns nur immer mit den ſieben Landplagen drohen, uns verzehren in ſeinem Feuer-Eifer, uns zerſchmettern in ſeinem Zorn, und hinausſtoßen in die äußerſte Finſterniß, die Zähne über uns zuſammenknirſchen, auf uns niederſchlagen, daß es donnere und blitzt, uns erſt zu Brei, dann wieder immer und ewig in die Hölle ſtoßen — ich mag nicht mehr daran denken! Gottlob, daß ſie ihn von uns nach der Stadt gehohlt haben! —

Ach du ſchreckliches, rauhes Ding von Bocks- und Pferdehaaren, wozu kannſt du den armen Menſchen machen! Wer dieſen barſchen, ſchrecklichen Mann in ſeinem Hauſe, wenn er nehmlich die Perücke nicht auf hatte, ſprach, der glaubte gar nicht, daß ers wäre; da war er ein ſanfter guter

Menſch, der kein Kind beleidigte, und allen Menſchen Gutes gönnte.

In ſeinem eignen Haare kann man auch nicht ſo tolle Streiche angeben; denn da gehn die böſen Dünſte immer frei und leicht aus dem Kopfe fort; aber die grauſame Perücke verwehrt ihnen ja mit aller Gewalt den Ausgang, und ſie müſſen alle in dem finſtern Kopfe bleiben, den keine Sonne und kein Mond beſcheint, und in dem kein Licht vor allen den böſen Dünſten, die ſich darum ſammeln, leuchten kann.

Gott lobe mir doch mein eignes Haar, und laſſe mirs bis ans Ende! Wenns nicht ſo ganz natürlich zuginge, daß durch das Zurückbleiben der Dünſte, das Licht im Kopfe nicht brennen und leuchten könnte, oder viele Menſchen in ſchwarzen Röcken nicht die Grille hätten, man könne die Menſchen nicht anders ſelig machen, als wenn man ſie immer tief in die Hölle verfluchte, ſo ſollte man denken, die Bockshaare brächten das Stößige ſo mit ſich, und ſteckten den Kopf an.

Es iſt ſchrecklich anzuſehn, und mir ſchauert allemal die Haut, wenn ſo ein Kopf recht tief in ſolch einen Haarpelz hineingekrochen iſt. So eine Perücke kommt mir immer vor wie ein Garn, worin man den hellen Menſchenverſtand fangen will; wer weiß, ob ſie ein loſer Vogel dafür nicht erfunden hat; man ſehe ſo einem ſchrecklichen Dinge nur

auf die Haut, da ſieht man das klare Netz, wies den Kopf einfangen ſoll.

Wenn mir recht iſt, ſo ſchreiben ſich die großen Perücken mit den Hammelpfoten hinten, aus den Zeiten der Hofnarren her, die ihren geſtrengen Herren dergleichen rauhe Köpfe empfalen, um ſich über ſie luſtig zu machen, und an den Hammelpfoten hinten zu zupfen; und die Narren machten den Herren weiß, ſie ſähen gar nicht wie Herren aus, wenn ſie ſo ein Ding nicht auf dem Kopfe trügen. Das merkten ſich denn auch viele geiſtliche Herren, und ſetzten, um ſich rechten Reſpekt zu geben, ſolche Haarköpfe auf. Es ſoll eine lange Zeit darüber hingegangen ſeyn, ehe ſich die Hunde an dieſen Anblick gewöhnt haben, ſie mußten ein fürchterliches Raubthier darin zu erblicken glauben.

Ja, es iſt erſtaunlich, was ſo ein Ding für einen Reſpekt um ſich wirft; ſelbſt ein Perückenſtock verbreitet Reſpekt um ſich her, wenn er dieſe Glorie trägt; kann's einen darum nicht wundern, daß man die Paſtoren, die es ſonſt wagten, ihr eignes Haar zu tragen, Freigeiſter nannte, und einen lieben, braven Mann, der mit einem Zopf auf die Kanzel trat, aus ſeinem Amte warf, weil ein Mann mit einem Zopfe ſchlechterdings nichts Gutes auf der Kanzel ſagen, und dem Volke keine guten Lehren geben kann.

Es mußte ein Straf-Exempel geſchehn, ſprach ihr Perücken, unter denen ſich die Haare eurer ge-

fangenen Köpfe, über den frechen Spötter, den Zopfträger, empor bergten, ihr faßt hoch und verwegen auf den Köpfen, und zucktet über den erboßten Stirnen der Eiferer hin und her. Es war schrecklich anzusehn, wie ſich die Perücken alle über den Zopf empörten und zu Berge ſtanden, als der Zopf ihnen prophezeihte: es wird die Zeit kommen, wo man euch in eurem eignen Fette ſieden, und euch in die Finſterniß hinauswerfen wird.

Wenn wird die Zeit kommen, daß ihr fürchterlichen Perücken aufhöret die Menſchenkinder heimzuſuchen! Ich mag das Unheil nicht aufzählen, das ihr mit euren eingefangnen Köpfen geſtiftet habt. Wie viel tauſend Köpfe habt ihr durch eure Finſterniß verfinſtert, um deſto ſichrer über Dummköpfe herrſchen, und im Finſtern eure Werke deſto ungeſtöhrter treiben zu können! Wie manchem armen Sterbenden habt ihr die letzten Augenblicke ſeines Lebens troſtlos und verzweiflungsvoll gemacht: die ſchrecklichſte Barbarei, die man begehen kann! ſo einen armen, elenden, vom Tode zugeſetzten Menſchen, da noch mit ſeinen Sünden, mit qualvollen Vorwürfen, mit angedrohten ewigen Strafen zu quälen — hebt euch weg von mir ihr abſcheulichen Perücken! Wie lange wirds denn noch dauern, daß der geſunde Menſchenverſtand unter dieſen Haarwulſten erdrückt wird, daß er hell und frei und unverhüllt ans Licht tritt.

VI.

Nachgedanken über einen Spazierſtock.

So ſchön und geſchmeidig du ausſiehſt, durch ſo vieler Herren Länder du auch gereiſt biſt, kleines eitles Ding von Holz, ich kann dich doch eben nicht loben. Ein tüchtiger, handfeſter Stock aus dem Schwarzdorn geſchnitten, an den ich mich feſt ſtützen kann, iſt mir lieber als du. Daß du mehr in der Mode und bei den vornehmen Leuten mehr angeſehen biſt, giebt dir deshalb noch keinen wahren Werth. Die Nutzbarkeit entſcheidet den Werth einer Sache; und Nutzen ſeh ich an dir nicht.

Oder thu ich dir zu viel? Solltest du nicht auch, wie jedes Ding in der Welt, eine gute Seite haben? Ich muß dich näher betrachten.

Du biſt ſchlank und ſchön aufgewachſen, niedlich gerundet, ſchön polirt und abgeſchliffen, ein glattes, gefälliges Stöckchen. Du fährſt auf, und es iſt mir, als ſprächſt du: nun hat denn dieſe meine ſchöne Außenſeite nicht ſchon einen Werth? Aeußeren Werth freilich. — Auch innern Werth hab' ich, erwidert das kecke Stöckchen. Ich kann dich Ergebung in den Willen des Stärkern, vernünftiges Nachgeben, nach den Umſtänden ſich Fügen, Leich-

tigkeit im Umgange, Geſchmeidigkeit in den Wendungen lehren. Auch Standhaftigkeit fehlt mir nicht; biege du mich noch ſo viel, ich gebe nach, ich laſſe mich bis zur Erde drücken, ich breche nicht, ich richte mich immer wieder auf, um dir und deinem Willen immer aufs neue zu Dienſten zu ſtehen.

Du biſt fertig mit deinem Selbſtlobe, nun will ich reden. Deiner äußeren Geſtalt nach, biſt du das Bild eines ſchönen, ſchlanken, gefälligen Mädchens, auch wohl eines wohlgebildeten Jünglings, mit denen du auch außerdem die Aehnlichkeit haſt, daß man ſich auf ſie, wie auf dich nicht ſtützen kann, weil ſie in ſich ſelbſt zu ſchwach ſind, den rechten Widerſtand zu leiſten. Eins kann hier ohne das Andere nicht ſeyn. Da ſie noch jung und ſchlank, und ohne innere Feſtigkeit ſind, ſo werden ſie auch noch von jedem kleinen Winde gebogen, ſchwanken hin und her, und können keine Laſt tragen; ſo muß es ihnen natürlich noch an aller Standhaftigkeit fehlen.

Aber nun komm' ich auf deinen inneren Werth, von dem du ſelbſt ſo viel Worte machſt.

Du willſt mich Ergebung in den Willen des Stärkern lehren, und ich nehme deinen guten Willen mit Dank an. Wiſſe aber, daß es keine wahre männliche Ergebung ohne innere Feſtigkeit giebt. Wer ſogleich der auf ihn eindringenden Gewalt nachgiebt, und ſich nicht ermannt, ſeine Kräfte nicht zuſammen nimmt, und ſich ſtandhaft im Bewußtſeyn

wußtſeyn ſeiner guten Sache, und ſeines Werthe, als einen geſetzten Mann, mit dem es ſich nicht ſpielen läßt, der Muth und Kraft ſich entgegen zuſtemmen hat, zeigt, mit dem ſpielt die Gewalt bald Fangball. Wer jedem kleinen Drucke, der ihm droht, ſich ſogleich gutwillig und feigherzig unterwirft, der wird bald ein elender Sclave, den jeder Schurke mißhandelt. Wer ſich von jeder kleinen Schwierigkeit überwinden läßt, ſich jedem kleinen Unfalle beugt, vor jeder drohenden Miene zittert und erſchüttert wird, der wird bald von Allen gemißbraucht, ihm wird alles aufgepackt, er muß zu allem, auch zu den ärgſten Mißhandlungen freundlich ausſehen, und darf nicht muchſen, muß die Ruthe küſſen, die ihn geißelt. Wer ſeinen Körper ſo verzärtelt und verwöhnt, daß er ihn vor jeder etwas ſcharfen Luft einhüllt und bewahrt, der bringt ihn bald dahin, daß er jedem, auch dem kleinſten Unfalle erliegt.

Ganz unbiegſam darf man nicht ſeyn; zu trotzen und zu widerſtehen, wo Widerſtand völlig vergeblich ſeyn würde, wo die Uebermacht zu groß iſt, wäre unſinnig gehandelt; ich muß dem Strom mitunter nachgeben; nur mich nicht jeder kleinen Welle, die auf mich herfährt, beugen. Mein Gewaltiger, mein Feind, muß mich nicht für zu ohnmächtig, für zu klein halten Selbſt wenn das Schickſal mit einem Unfall' gegen mich anzieht, werf' ich mich nicht gleich feig zu Boden, und laſſe auf mich

losdrücken. Da samml' ich allen meinen Muth, biete alle meine Kräfte auf, wie ich ſtandhaft ſeyn, wie ich die Gewalt ſchwächen, und ſie weniger ſchädlich für mich machen will, da wend' ich alles an, mich feſt und ausdauernd zu zeigen, da widerſteh' ich, ſo lang' ich widerſtehen kann; auch dem Schickſale gelingts nicht, mich gleich zu Boden zu drücken; in meinem Muthe', Leiden ſtandhaft zu ertragen, in der Ruhe und Faſſung, die ich mir zu erhalten ſuche, und in der ich auf Mittel denke, und ſie ergreiffe, ſeinen Druck zu ſchwächen, findet es, wo nicht hinreichenden Widerſtand, doch Schwächung ſeiner Angriffe, findet es Würde und Feſtigkeit in meinem Betragen, findet es Gleichmuth und Standhaftigkeit, und nicht unthätiges, verzweiflungsvolles Wimmern und hundiſches Kriechen.

Diejenige Ergebung in den Willen des Stärkeren, womit du eitles Spazierſtöckchen prahlſt, verlang' ich nicht! Die iſt das, was die Tugend eines leichtſinnigen Mädchens iſt, die nicht Luſt hat den Angriffen des Laſters zu widerſtehn, und ſchon verwöhnt durch beſtändiges Nachgeben, ſich ohne Kraft zum Widerſtande ſieht.

Der Mann kann dich nicht brauchen; aber auch von meinen Kindern verlang' ich dergleichen Ergebung nicht. Ich ſuche ihren Körper wie ihren Geiſt zu befeſtigen, daß er nicht gleich vor jeder Drohung und vor jedem kleinen Unfalle dahin ſinkt. Auch

von meinen Kindern verlang' ich keine beſtändige Biegſamkeit, die gar keiner Feſtigkeit, keines erforderlichen und nöthigen Widerſtandes fähig iſt, nicht. Ich leide keine Widerſpenſtigkeit von ihnen, aber ich mag auch nicht leiden, daß ſie meine Hunde ſeyn ſollen, daß ſie ſchweigen, und ſich gar nicht auf eine ſanfte Art vertheidigen ſollten, wenn ich ihnen aus Uebereilung Unrecht gethan hätte; ich will es nicht, daß ſie dann hundiſch um meine Füße kriechen, und mir für die gnädige Strafe danken ſollen. Das ſollen ſie auch dann nicht einmal thun, wenn ſie völliges Unrecht gethan haben; ſehn ſie es nicht in ihrer eignen Vernunft ein, daß ſie die Strafe verdient haben, und daß ſie wohlthätig für ſie war, ſo wird das Küſſen der Ruthe, und das Danken für die gnädige Strafe, ſie nicht zu dieſer Ueberzeugung bringen; es wird nur immer ein hundiſches Manöver ſeyn, das ſie machen müſſen, und das ſie nur noch mehr gegen den ſtrafenden erbittert. Wo iſt auch das ältere oder jüngere Kind, das im erſten Gefühle des Schmerzes, den die Strafe ihm zuzieht, ſich der Wohlthätigkeit derſelben ſogleich bewußt werden, und dieſe im erſten Augenblick' eingeſtehen kann. Ich mag meine Kinder zu dieſer ſchändlichen Verſtellung, mit der ſie ihre Eltern belügen, nicht gewöhnen; ſie mögen immerhin eine Weile ſtill und unwillig über den Schmerz ſeyn, und nicht gleich wie ein Hund wieder wedeln, und

um die Füße kriechen; ich mag die Menſchen nicht zu Hunden erniedrigen.

Was ſagſt du hiezu, du immer biegſames, unterthäniges, geſchmeidiges Spazierſtöckchen! Und du prahlſt damit, mir an dir zu zeigen, wie man vernünftig nachgeben muß. Nur der iſt auf dem Wege vernünftig nachgeben zu lernen, der nicht da nachgiebt, wo Nachgeben Böſes bewürkt oder begünſtigt.

Man darf dich nur ein wenig ſeine Gewalt fühlen laſſen, ſo bückſt du dich gleich bis auf die Erde.

Aber ich richte mich auch immer gleich wieder auf.

Ja ſchon recht, um dich immer wieder zuſammendrücken zu laſſen. Bedaurungswürdige Menſchen, deren Loos ein ewiger Druck iſt, unter dem ſie ſchmachten. Mein Schwarzdornſtock biegt ſich auch, wo die Gewalt über ihm iſt, denn Bäume beugen ſich vor der Gewalt des Sturmes, und es iſt gut, ſonſt würde einer den andern erſchlagen: der ſchwächere muß dem ſtärkern weichen; aber beſtändig, und bis auf die Erde ſich beugen, das litte mein Schwarzdorn nicht, lieber brächʼ er.

Lieber ſterben, als ſtets unter ein hartes, die Menſchheit verhöhnendes Joch ſich ſchmiegen!

Wo die Menſchen neben den Spazierſtöcken aufwachſen, da war es einmal ſo; aber Gottlob, nun wirdʼs auch anders, die Menſchen wollen über Menſchen, und nicht über kriechende Hunde regieren.

Was iſt's denn nun mit deinem Ruhme, du eitler, allerunterthänigſter Spazierſtock. Du prahlſt, man könne von dir Leichtigkeit im Umgange lernen! Nun, das läßt ſich hören, das iſt eine werthe Geſellſchaftstugend. Aber der zu geſchmeidige hat dieſe Tugend nicht, er iſt gegen jeden gleich ergeben und dienſtfertig, ſeine Leichtigkeit wird Flüchtigkeit, Leichtſinn, Zudringlichkeit, und dieſe ſind keinesweges Tugenden. Deine Geſchmeidigkeit iſt übertrieben, ſie kann in keiner anſtändigen Geſellſchaft gefallen.

Was iſts denn nun mit dir, kleines ſchwankendes Spazierſtöckchen! Man nimmt dich in die Hand, um einen Zeitvertreib zu haben!

Und ſo werden viele Menſchen an die Hand genommen, um einen Zeitvertreib zu haben.

So ein Spazierſtöckchen iſt die tändelnde, faſelnde Liebe, die, wo es Schwierigkeiten giebt, nicht Stand hält, und da, wo ſie unterſtützen ſoll, plötzlich einſinkt.

Ach Gottlob, daß die Liebe zwiſchen mir und meinem Weibe nicht ſo ein ſchwankendes, faſelndes Spazierſtöckchen iſt, gottlob, daß wir uns aneinander ſtützen und lehnen können, und daß ſie uns auf dem Wege unſers Lebens, ein feſter Wanderſtab geworden iſt, an dem es ſich ſicherer fortgehen läßt.

So ein Spazierſtöckchen iſt ein junges Weibchen, das nur immer ſpazieren gehen will, und für die Wirthſchaft keinen Sinn hat. So lange der Mann ſpaziert, geht ſie mit und iſt freundlich. Bleibt er

zu Hauſe, ſo läßt ſie ſich von einem jeden andern an die Hand nehmen, um nur immer ſpazieren zu gehn, und ſich ſelbſt die Zeit zu vertreiben.

Gottlob, daß mein Weib nicht ſo ein ewiges Spazierſtöckchen iſt, das nur immer auf der Straße zu Hauſe ſeyn, und durch Komplimente in eine ſtets ſich beugende und knickſende Bewegung geſetzt ſeyn will. Gottlob, daß ſie ein ſicherer Stab des Hauſeweſens iſt, an dem es ordentlich fortgeht; daß ſie im Kreiſe der ihrigen, und im ſtillen, häuslichen Vergnügen zufrieden iſt; daß ſie in ihren Geſinnungen nicht wankt, und ihre Liebe und feſte Eintracht mich ſtützt.

So ein Spazierſtöckchen iſt ein junger Freund, der noch ohne feſten Charakter iſt. Sich auf ihn zu ſtützen, daran iſt nicht zu denken; er taugt nur zum Cameraden Umgang und zum Mitgeſpielen.

Wohl dem, deſſen Freund ein erfahrner, geprüfter und bewährter Mann iſt! Ein ſolcher Freund iſt ein Wanderſtab auf der Lebensreiſe, auf den man ſich feſt ſtützen kann, mit dem man getroſt fort durchs Leben geht, mit dem man ſich gegen räuberiſche Anfälle vertheidigt.

Mit ſo einem Spazierſtöckchen hält man keinen Hund von ſich ab.

Du meinſt, es ſei auch nicht deine Beſtimmung zu unterſtützen, du ſeiſt nur zum Zeitvertreib und zum Spaziergange gewachſen.

Auch auf einem Spaziergange giebt es oft Stellen, wo uns ſo ein feſter, dritter Fuß, ein feſter Stab, der den Weg vorher unterſucht, ſehr zu gönnen iſt. Mancher Spaziergang wurde ſchon eine Reiſe zur Gefahr und zum Tode.

So ein Spazierſtöckchen, das ſich nur immer bückt und ſchmiegt, iſt ein Höfling. Wehe dem Fürſten, der auf ihn traut, und ſich auf ihn ſtützen will; er darf nur die Hand von ihm laſſen, ſo ſpringt er um ſo weiter von ihm ab, je krümmer und tiefer er ſich vorher bückte. Er windet ſich einem andern gerade eben ſo um die Hand, läßt ſich von einem andern eben ſo gekrümmt und demüthig in die Taſche ſtecken

Gottlob, daß ich ſolch einen Höfling nicht um mich habe, der mir vor lauter Unterthänigkeit und Geſchmeidigkeit ſtets in die Taſche kriecht, und mir zu gefallen, weiß, ſchwarz nennt, wenn es auch weiß wie der Schnee wäre. Da, wo die ſchlanken biegſamen Spazierſtöcke wachſen, war das ſonſt, und iſt mitunter noch ſo; bei uns, Gottlob, kommt ſo ein Höfling nicht mehr auf.

Hebt euch weg von mir, ihr Spazierſtöckchen alle, ich lobe mir meinen feſten Stab!

VII.

Nachgedanken über einen Quirl.

Fruchtbarer Zweig der mütterlichen Erde, fleißiger Quirl, ſei du der Gegenſtand dieſer ernſten Betrachtung! Du gehörſt eben ſo gut in die Reihe der Dinge, als der geringſte Menſch zu den Menſchen gehört, die ihn nicht kennen und nicht achten. Die gute Mutter Erde, nährte und pflegte dich, da du noch in ihrem Schooß' als Keim lagſt, und da du als Kind hervorgingſt, und deine Arme ausſtrecktеſt, mit eben der Liebe und Sorgfalt, mit der ſie alles, was aus ihrem Schooße hervorgeht, nährt und pflegt. Dein Stamm hatte dich lieb, und hätte dich gegen keinen Oehlzweig dahingegeben.

So liebt jede, auch die ärmſte Mutter ihr eignes armes Kind, das ſie vielleicht kaum ernähren kann, über alles, und würde es gegen ein Königs-Kind nicht vertauſchen.

Du warſt ein Zweig voll geſunder, herrlicher Anlagen! In einem ſchönen Kreiſ' um dich her, ſchienen deine Abkömmlinge ſich verbreiten, ſchienen künftig in voller Kraft ſich erheben, und Schatten geben zu wollen; aber du wardſt gleich in der

Kindheit hart behandelt, abgeſchnitten von deinem Stamme mit allen deinen Sprößlingen und ſchönen Anlagen, und wardſt zu einem armſeligen Quirl erniedrigt.

Es geht manchem armen Menſchen gerade ſo, wie dir! Er hatte oft die ſchönſten Anlagen, Kräfte in ſich zu einem großen, Schutz und Schirm verleihendem Manne; aber man achtete nicht darauf, weil er unter dem großen Haufen aufwuchs. Sein Schickſal wollte, er ſollte nur ein Quirl werden, weil in der Welt eben ſo gut Quirle als Scepter ſeyn müſſen.

Wie regelmäßig und kunſtvoll dein Bau iſt, du kleiner Quirl! Wie deine Arme frei und gleichmäßig hervorgehn!

Ich betrachte dich darum ſo genau, weil es vielen großen, hoffärtigen Menſchen, die den armen Mann wie einen armen Hund, und noch weniger halten, noch gar nicht eingefallen ſeyn mag, daß die armen Menſchen eben ſo große Kunſtſtücke der Natur als ſie ſelbſt, und oft noch viel ſchöner und regelmäßiger von innen und außen gebaut ſind.

Ein Quirl iſt dazu da, ſich immer umher wirbeln, und umher drehen und treiben zu laſſen, keine bleibende Stelle zu haben, von einer Hand in die andere zu gehen, mit ſeinen Händen und Armen und Füßen zu arbeiten ſo raſch er kann. Durch ihn wird alles durcheinander gebracht und gemiſcht,

und zu einer Maſſe gemacht, und wenn er hundert Hände hätte, man gäb' ihm zu thun.

Ei du biſt, du guter Quirl, ja wohl recht das Bild der armen Leute, die nie ſtill ſtehn dürfen, immer mit Händen und Füßen arbeiten müſſen, und die nicht Arme und Hände genug haben, um alles, was man ihnen aufträgt, verrichten zu können, die oft ſeufzen: wenn man doch nur hundert Hände hätte! Setzt lieber noch hinzu: auch hundert Rücken, damit man euch noch mehr aufbürden könnte. Es iſt wohl wahr! durch die armen Leute wird, wie durch die Quirle, alles erſt recht durcheinandergebracht, und die vielen Theile recht untereinander geſchüttelt und gemiſcht, daß ſie ein Ganzes ausmachen. Einer braucht den andern, der Reiche den Armen, durch die armen Leute hängt eigentlich die Welt zuſammen! die bearbeiten alles, die bringen alles mit einander in Verbindung. Die bringen die nöthige Miſchung erſt zu Stande.

Wenn ihr armen Menſchen aber ſo nützlich fürs Ganze ſeid, ſo ſollte man euch doch auch in eurer Würde laſſen, und euch nicht ſo mißhandeln und verachten; ſo ſollte man mit dem zufrieden ſeyn, was ihr mit euren zwei geſunden, fleißigen Armen und Händen arbeiten könnt, und euch nicht mehr zumuthen, als eure Kräfte vermögen, euch nicht wie Quirle betrachten, die mehrere Arme haben.

Auch von den Quirlen verlangt man zu viel; ſie kämen mit zwei Armen, die ſchnell arbeiten,

auch zurecht; aber der bequeme Menſch hat nie genug, er verſtümmelte lieber den ſchönſten Zweig. So ward ſchon mancher arme Menſch verſtümmelt und verwahrloſt, weil man ihm mehr zu arbeiten gab, als ſeine Kräfte vermogten, und man verſündige ſich ſchwer an der Menſchheit

Hin und wieder iſt ſchon ein Befehl ergangen, daß keine fruchtbaren Zweige mehr zu Quirlen verſtümmelt werden ſollen, weil dies den Bäumen gerade die beſten Zweige raubt, die künftig ganze Familien hätten wärmen und pflegen, und vor der Winterkälte hätten ſchützen können, und ſo die Quirle an der Holztheurung und ſelbſt am Holzmangel mit Schuld werden.

So iſt's auch oft ſchon befohlen, daß man die armen Arbeiter nicht ſo mißbrauchen, und mehr von ihnen fordern ſolle, als ihre körperlichen Kräfte zulaſſen, weil man ſonſt der Arbeit ihre beſten Stützen nehme, die, wenn eine größere Laſt, als ſie tragen können, auf ihnen liegt, zerbrechen und einſinken.

Aber wie lange wirken Befehle! Der Spott, der zuweilen wohl recht haben mag, meint: die großen Eichen und Tannen, die in aller Stille für den Unterſchleif der Forſt-Aufſeher umgehauen werden, und die Verſchwendung geſtrenger Forſtherren, die zu viel Holz ſchlagen, und zu wenig anpflanzen, verſteckten ſich hinter die Quirle, und die kleinen Diebe hinge man, und die großen ließe man laufen.

Eins mag wahr seyn, aber das andere ist auch wahr. Nicht bloß die Armuth und der Druck des Schicksals, verstümmelt die armen Menschen, und nehmen ihnen schon früh alle Kraft, nützlicher zu werden, und allen Muth sich auszubilden, sondern mehr noch die Ungerechtigkeit der harten, und die Ueppigkeit der bequemen Menschen, die dem Armen stets alle Hände voll zu thun geben, ihn nicht aufkommen lassen, und ihm so viel Last auflegen, daß er nicht mehr gerade gehen kann.

Wehe den armen Leuten, die stets wie Quirle gebraucht, und schon früh verstümmelt und von dem Stamme getrennt wurden, an dem sie hätten grünen und blühen, und Früchte tragen können; ich denke hier vorzüglich an die hoffnungsvollen Kinder, die ihre Eltern früh verlohren, und sich nun in der Welt unter andern Leuten, die ihrer nicht achten, und ihren Körper durch zu harte ihnen aufgelegte Arbeit verwahrlosen, umhertreiben müssen, keine bleibende Stelle haben, und sich von einem jeden herumhudeln lassen müssen.

Mir blutet das Herz, wenn ich an diese armen, gemißbrauchten Zweige denke.

Gott lob, daß ich nicht so ein armer, verwahrloseter Quirl bin! Ich bin wohl auch ein Untergebner, aber ich wollte den sehen, der mich herumhudeln, und wie einen Quirl brauchen wollte.

VIII.

Nachgedanken über einen Knüppel.

Wenn ich ſo einen tüchtigen, hagebüchnen Knüppel ſehe, der ohne weitere Zuſtutzung, ſo wie er hinterm Zaune gewachſen iſt, ſeine handfeſten Dienſte thut, ſo fallen mir die armen Dienſtboten auf dem Lande ein, die auch im Scherz oft rechte Knüppel genannt werden.

Vergönne es mir, Knüppel, daß ich dich näher betrachte, und dich in deinem Werthe preiſe; denn du biſt der Betrachtung werth, wenn du das Bild handfeſter, tüchtiger Dienſtboten auf dem Lande biſt.

Wo du auch her biſt, hinterm Zaune gewachſen, oder im Vorbeigehn abgeriſſen, ſo hab' ich dich noch nie geſehn, wo du nicht gute Dienſte thun ſollteſt, oder ſie ſchon gethan hatteſt.

Daß du auf dem platten Lande, in der Wildniß, und nicht in der künſtlichen Pflanzſchule wuchſeſt, darüber wirſt du von mir keinen Spott hören; du wuchſeſt da, wo du wachſen und wo du nutzen ſollteſt.

Du gingeſt noch nie bloß mit ſpazieren, du dienteſt immer nur zur Beſchützung, oder zur Abwehr, zur Hülfe und zur Unterſtützung.

Wenn der ehrliche Landmann ſo etwas vor hat, wo es etwas durchzufechten giebt, oder ihm wird ein Geſchäft, ein Gang ſchnell übertragen, wo er angefallen werden kann, oder wo er einem Gaudiebe auf der Spur iſt, wo er einen unbekannten Weg zu gehn, oder einen unſichern Wald zu paſſiren hat, da bricht er ſich gleich im Vorbeigehn, wo er ihn am erſten findet, aus dem Zaune oder vom Baume, ſo einen tüchtigen, handfeſten Knüppel ab, den er wie ſeinen treuen Freund an die Hand nimmt, und mit dem er muthiger fortwandert.

So ein tüchtiger, guter Knüppel, iſt jeder gute, handfeſte Dienſtbote auf dem Lande, und er ſoll es für eine Ehre halten, daß er ſo genannt wird.

Wo du auch her biſt, hinterm Zaune gewachſen, (das heißt, nicht hinter der Mauer, wie die Städter) oder im Vorbeigehn abgeriſſen, ſo daß man deinen Stamm und dein Herkommen nicht einmal kennt, ſo hab' ich dich noch nie geſehn, wo du nicht gute Dienſte thun ſollteſt, oder ſie ſchon gethan hatteſt; du hatteſt tüchtig gearbeitet, oder du gingſt zur Arbeit. Du erfülleſt deinen Beruf, und ſo klein dein Wirkungskreis vielleicht auch war, du füllteſt ihn aus, und mehr wird nicht von dir verlangt; das heißt: du biſt auf deiner Stelle ein achtungswerther Menſch.

Du ſtandeſt noch immer deinem Manne, wo es Gefahr gab, und ließeſt dich nicht faul finden, wenn

es irgendwo etwas durchzufechten, anzugreifen, zu vertheidigen, zu helfen oder zu beschützen gab.

Wenn Hülfe Noth ist, dann bist du da, dann gehst du mit, wie du gewachsen bist, und thust treue Dienste.

So ein tüchtiger Knüppel, den man so am Wege abreißt, weil man ihn unterweges zu brauchen glaubt, ist so recht aus dem vollen gehauen, ohne Taille, ohne schönen Band, Knopf und Beschlag, nicht gebeitzt noch polirt, sondern ein rohes Kind der Natur, wie sie hinterm Zaune wachsen.

So sind freilich die armen Dienstboten auf dem Lande auch; aber sie sind zu schwerer Körperarbeit bestimmt, nicht zum Spazierengehn, wie die gebeitzten Stöckchen der Stadt und der Herren: sie sind das was sie seyn sollen, stark und ausdauernd in der Arbeit, ohne äußern Schmuck, dessen die harte und schwere Arbeit nicht bedarf, ohne Anmaaßung und Gefallsucht; aber voll innerer Festigkeit und Standhaftigkeit; unbiegsam zwar, aber auch Widerstand leistend, wie Stahl und Eisen; äußerlich grob und unpolirt, aber im innern treu und stark.

Ihr seid das treue Bild tüchtiger Knüppel, und ihr könnt euch bis dahin etwas darauf zu Gute thun! Ihr armen dienenden Bauersleute, habt aber auch ganz das Loos dieser tüchtigen Knüppel, und das thut mir in der Seele weh.

Man thut den armen Knüppeln gar zu oft Ueberlaſt, und denkt nicht darauf, wie viel ſie aushalten können. Eben weil ſie hart ſind, ſo glaubt man, nie ſacht mit ihnen umgehn zu müſſen. Mit ſo einem armen Knüppel wird oft geſchlagen und getobt, wo es nicht nöthig wäre, auf Stein und Eiſen; man erprobt ſeine Kräfte auf das Aeußerſte, man thut ihm Gewalt an; bricht er, ſo bricht er, was iſt daran gelegen! Wächſt er doch hinterm Zaun', und giebts ihrer doch mehr, als man brauchen kann.

Ach ihr armen, armen dienenden Bauersleute, wenn das euch auch ſo ginge! Leider habt ihr häufig daſſelbe Schickſal. Wo keiner hin will, da werdet ihr hinausgeſtoßen; man frägt ſo oft nicht, ob ihr ſtark genug zu der Arbeit ſeid, ob man euch nicht zu viel thut, und ihr meint's auch mehrentheils ſelbſt ſo gut, nehmt mehr auf, als ihr tragen könnet, und verbrachet und verkrüppeltet euch ſo ſchon oft.

Wenn ſo ein tüchtiger Knüppel ſeine Dienſte gethan hat, dann wirft man ihn weg, und weiß es ihm weiter keinen Dank: man kann ja alle Tage einen andern wieder haben.

Freilich giebt es der armen dienenden Bauersleute, der armen Dienſtboten ſo viel, daß man täglich andere haben kann; aber deshalb muß man doch ihre guten, uns geleiſteten Dienſte anerkennen, und ihnen dankbar ſeyn. Mancher arme Dienſtbote

bote hat ſchon ſeinem Herrn das Leben gerettet, und der Herr hat nachher kaum daran gedacht, ihm auch nur mit ein paar Sylben dafür zu danken.

Mancher ſieht die armen Dienſtboten ſo fremd an, als ob ſie gar nicht zu den Menſchen gehörten, und denkt nicht daran, ihrer auch nur im geringſten zu ſchonen; mancher mögte auf ihnen, wie auf einem Klotz, Holz hauen. Die ſind hart, die werden nicht umkommen, die haben kein Gefühl, ſo, und auf ähnliche Art, drücken ſich die harten Menſchen oft über die armen Dienſtboten aus, wenn ſie eine faſt übermenſchlich ſchwere Laſt zu tragen haben, oder wenn ſie Tag und Nacht, ohne zu ruhen, in der härteſten Arbeit ausharren müſſen, oder wenn ihnen eine Krankheit zuſtößt.

Ach die Armuth iſt zu weit zurückgekommen, in zu ſchrecklicher Entfernung von den begüterten Menſchen. So ein armer Dienſtbote iſt nicht ſo gefühllos, als ihr glaubt. Es giebt Zuſtände und Zeiten, wo ſein Gefühl eben das verlangt und bedarf, was dem Reichen von allen Seiten zu Dienſten ſteht und entgegenkommt. So lange er geſund iſt, geht's; da erträgt er alles, leidet alles Ungemach, und tröſtet ſich mit den Worten: es iſt nun einmal nicht anders, der arme Mann iſt zum Laſtthier gemacht. Er fängt auch wohl an zu murren, und wird wieder geduldig, wenn er die Worte herausgeſtoßen hat: wo man keinen Hund hinausjagt, muß der arme Menſch fort! Auf einem armen Menſchen

wird, recht Holz gehauen: der iſt gar nicht, als ob er dazu gehörte.

So lang' er geſund und bei Kräften iſt, geht alles; aber nun laßt ihn eine Krankheit befallen. Die harten Reichen werden's nicht glauben; aber wir untereinander, die wir nicht hart und reich ſind, wollen es uns wohl zu Herzen nehmen, daß ſo ein armer Menſch, wenn er krank iſt, wenn er nicht mehr fort kann, ſich wohl auch Bequemlichkeit und die hülfreichſte Unterſtützung wünſcht, und ſie mit innerem Schmerz über die arme niedergedrückte Menſchheit, die hier keine Bequemlichkeit haben kann, vermißt.

Er fühlt es nur zu ſehr, daß ihm das Lager zu hart iſt, er mögte gern weicher liegen, und ſeine Glieder beſſer ausruhen laſſen können.

Er hätt' es wohl gern, und er wär' es wohl bedürftig, daß immer jemand um ihn wäre, der ſeiner wartete und pflegte, der ihm zuweilen, wenn er matt da liegt, und nicht ſprechen mag, einen Labetrunk anböte, oder ſein Lager ihm anders legte, oder ihm liebreich zuſpräche.

Er wär' es wohl bedürftig, und ſeine Natur ſehnet ſich, wenn die gewöhnlichen Nahrungsmittel und Tränke nicht mehr herunter wollen, eben ſo wie die Natur des Reichen, nach Veränderungen, und hat eben die beſondern Appetite in ihrer Art, wie ſie die kranke Natur des Reichen in ihrer Art hat.

Er ſehnt ſich, wenn er erſchöpft und verzehrt von Hitze da liegt, eben ſo, wie ſein geſtrenger Herr, wenn er krank iſt, nach labenderen, erfriſchenderen und beſſeren Getränken.

Er ſieht ſich, wenn er krank iſt, und nicht Luſt zu ſprechen hat, gern eben ſo zuvorkommend und ſanft behandelt, als ſein geſtrenger Herr, und hat es gern, daß man ſich um ihn bemüht, und redliche herzliche Theilnahme für ihn äußert.

Wenn er ganze Nächte ſchlaflos zubringt, dann ſehnt er ſich ſo gut wie ſein geſtrenger Herr, nach einem Gehülfen, der um ihn ſey, der ihm die lange Nacht mit verbringen helfe, der ihm Hoffnung und Troſt zuſpreche, und mit den oft ungeduldigen Aeußerungen ſeines Schmerzes Geduld habe.

Und wenn er ſich dann immer kränker fühlt, und ſich von keiner Seite geholfen ſieht, dann ächzet ſeine Liebe nach längerem Leben, eben ſo gut, wie der Reiche, nach mehrerer, nach beſſerer Hülfe; dann bittet ſein matter Seufzer, und ſein Händeringen, daß man doch alles anwenden möge, ſein Leben zu retten, ſeine ſchrecklichen Schmerzen zu lindern.

In Stunden des tiefſten Grams und Leidens, wo ihm ein großes Unglück zugeſtoßen iſt, bedarf er eben ſowol, und bei dem Mangel an Kräften ſich ſelbſt zu tröſten, noch mehr als der Reiche, der Zerſtreuung, Aufmunterung, Beruhigung, der Geſellſchaft.

Ach aber ſo gut wirds dem armen Menſchen nicht geboten. „Der iſt hart, der hat kein rechtes Gefühl, glaubt man, und da mag er immerhin auf hartem Lager liegen, wenn er krank iſt, er wird nicht umkommen, wie kann ſo ein armer Menſch Bequemlichkeit, Gemächlichkeit verlangen wollen; das können arme Menſchen nicht haben.“ Da bleibe du liegen, du biſt abgefertigt.

„Ein Dienſtbote kann keine Aufwartung verlangen; er muß zuſehn, wie er allein auf ſeinem Krankenlager fertig wird, wer kann ihm da einen halten der ſeiner wartet. Er muß trinken was da iſt, den beſondern Appetit muß er ſich vergehn laſſen, das kann kein armer Menſch haben, man hat mehr zu thun, als auf ſeine Krankheit paſſen zu können; es iſt genug, daß man ihn im Hauſe behält, er iſt kein großer Herr, mit dem man viel Umſtände machen kann: ein armer Menſch muß mit allem zufrieden ſeyn; wenn er ungeduldig iſt, ſoll ſich gar keiner um ihn bekümmern; wer kann bei ihm des Nachts wachen, die Leute arbeiten ſich am Tage ſchon müde genug; große Doktors koſten viel Geld, das wird einem vom Dienſtboten nicht wieder eingebracht; was leben bleiben ſoll, lebt wohl!“ Dies ſind die gewöhnlichen Worte, womit die armen leidenden Dienſtboten abgefertigt werden. Das weiß der arme Menſch, und darum ſchweigt er lieber, und liegt ſich wund auf ſeinem harten Lager, und weint in der Stille über den Druck, unter welchem die Ar-

muth ſchmachtet; ſo zwingt er ſich lieber mit dem ſchrecklichſten Ekel, die matten Getränke ohne Labung herunter, legt ſich mit Anwendung ſeiner letzten Kräfte ſelbſt ſein Kopfkäſſen zurecht, deckt die Augen zu, als möcht' er ſich ſelbſt vergeſſen, verſchluckt ſeine Seufzer, und tyranniſirt ſeinen Körper, weil er ihm faſt alles verſagen muß, was ſeine lechzende Natur verlangt, und was der reiche Kranke in Ueberfluß hat, und ihm entgegen kommt; für ihn iſt doch keine Labung hier, für ſeine Erſchöpfung doch keine Stärkung und Erfriſchung; alles das kann der arme Menſch nicht haben, das hat die Erde nur dem Reichen vermacht. So durchwacht er traurig ſeine ſchrecklich langen Nächte, und harrt des kommenden Morgens, wie ein armer Verlaſſener; ſo liegt er ſtill, und verbeißt ſeine Schmerzen, die keine liebreiche Zuſprache, die er ſo ſehr zu ſchätzen weiß, erträglicher macht; ſo verzweifelt er an ſeinem Aufkommen, verbittert ſich durch ſchwarze und ängſtliche Vorſtellungen den Tod noch mehr, und liegt als der Unglücklichſte dieſer Erde da.

Stirbt er, ſo ſtirbt er, heißt es, für den Tod iſt kein Kraut gewachſen; man glaubt alles gethan zu haben, wenn man einen unerfahrnen Dorfbarbier ihn ein paar Mal beſuchen läßt.

IX.

Nachgedanken über eine alte Schubürſte.

Ehrwürdiger Gegenſtand des Nachdenkens, du immer geſchäftige, alte, ehrliche Schubürſte! Dir weih' ich dieſe ſtille Betrachtung.

Du biſt ein borſtiges Ding, das einem hart und unanſehnlich in die Augen fällt, und einem ſtets zuruft: du biſt Staub und Aſche, wie die Erde, die dich trägt, und die dir an den Füſſen klebt, und du bedarfſt der beſtändigen Säuberung! Große, wichtige Wahrheit, an die du alte, ehrliche Schubürſte uns nicht genug erinnern kannſt! Darum fühle deinen Werth! So gering geachtet du auch biſt, ſo kann der Menſch doch von dir lernen, ſo mag er von dir es hören, daß es mit ſeinem Stolz ein elendes jämmerliches Ding, und mit ſeiner Schönheit nur Staub und Aſche iſt. Wenn das doch manchem geſtrengen Herrn, der ſeine armen Unterthanen wie das Vieh behandelt, recht oft einfallen wollte.

Ich denke an deinen Urſprung, du alte, ehrliche Schubürſte, und erſtaune, daß man dich ſo mißbraucht, und zu den niedrigſten, ſchmutzigſten Arbeiten beſtimmt hat. Du, ſonſt der Schmuck und

die emporſtrebende Bedeckung des gereitzten ſtarken Ebers, und jetzt an einen Klotz, wie ein Miſſethäter gebunden, zur niedrigſten Arbeit verdammt.

So ſchien wohl mancher arme Menſch nicht dazu gebohren, andern wie eine Schubürſte zu dienen! Doch, was thut der Stand! Jeder Menſch, der ſeine Pflicht thut, und in ſeinem Berufe treu iſt, hat Werth!

Damit magſt du dich arme Schubürſte auch tröſten! Du mußt immer unterthänig ſeyn, früh und ſpät aufwarten, immer zu Füßen liegen, und im Staube dich umkehren, im Staube leben und weben, den Füßen dienen, ſie reinigen, und dich doch von ihnen treten laſſen. Du biſt wohl ein recht erniedrigtes, armſeeliges Ding!

So erniedrigt iſt mancher arme Menſch der Erde, der nicht beſſer wie eine Schubürſte gehalten wird, und wie eine Schubürſte dienen muß.

Du biſt ſo borſtiger, ſich auflehnender Natur, und haſt dich ſo ſchmiegen gelernt, biſt ſo bereitwillig, dauerſt ſo lange in deinem Dienſte aus, trägſt ſo geduldig das dir aufgelegte Jochholz, und wenn du ſchon ganz ſtumpf und abgenutzt biſt, dienſt du noch deinem Herrn — o du biſt wohl recht das Bild eines alten treuen Dieners im Hausweſen!

Alte Schubürſte, wie ehrwürdig biſt du mir in dieſem Bilde! Komm, daß ich dich von dieſer

Seite noch näher betrachte, und deinen Werth verherrliche! Ja! es iſt mir ein wahrhaftig ehrwürdiger Anblick, wenn ich ſo einen alten treuen Diener ſehe, und ich halt' es für eine Ehre mit ihm bekannt zu werden, wenn es auch nur der geringſte Dienſtbote wäre. Ich weiß ſelbſt nicht, wie mir ſo zu Muthe wird, wenn ich von ſo einem alten treuen Menſchen höre, der oft dreißig und mehrere Jahre ſeiner Herrſchaft gedient hat; die Thränen laufen mir vor Freuden aus den Augen, und es iſt mir, als ſollt' ich mit der Welt ſo recht zufrieden ſeyn.

Unſer eins, der ſelbſt dient, weiß es gar zu gut was dazu gehört, und wie grundgut ein ſolcher Menſch ſeyn muß, der ſo ausdauert, und ſich ſo werth zu erhalten weiß.

Ich denke immer, es iſt keine geringe Kunſt, ſo Tag für Tag, und Jahraus Jahrein, mit einem Menſchen umzugehn, immer mit ihm zufrieden zu leben, ſo alles, Freud' und Leid, mit ihm geduldig zu tragen, und nicht von ihm laſſen zu können.

Das immer Beiſammenſeyn, hat ſeine großen Gefahren für die ausdauernde Verträglichkeit. Von beiden Seiten lernt man ſich da gar zu genau kennen, und Fehler, die man vor einander verbirgt, wenn man ſich fremder bleibt, oder die nicht geſehen werden, weil man nicht immer zuſammen iſt, und zu denen ſich keine Veranlaſſung in der größeren

Entfernung findet, erscheinen dann in ihrer ganzen Blöße.

Herren sind wunderlich, und Diener sind auch wunderlich, weil sie arme zerbrechliche Menschen sind, und weil jeder Mensch auf dieser Welt gern seinen eignen Willen haben mögte, ohne zu bedenken, ob's gut wäre.

Nun denke man sich, wie viel so ein treuer Diener seyn muß, der es nicht gelernt hat, sich zu verstellen, und nun doch mit Gewalt es dahinbringen muß, sich stets selbst zu beherrschen, keine wunderliche Miene an sich blicken, keinen Widerwillen, der etwas nicht gern thut, an sich merken zu lassen, keine Bequemlichkeitsliebe, so sehr auch ein schwacher Körper ihn dazu vermöchte, an sich zu äußern, immer der gleich gelassene, freundliche, dienstwillige, aufmerksame, zuvorkommende Mensch zu seyn, der die Miene seines Herrn studirt, und seine Wünsche ihm an den Augen absehn soll.

Was für eine schwere Kunst hat so ein armer Mensch zu lernen; denn wer sie nicht ganz inne hat, nicht ganz fertig in ihr ist, der wird auch nie so ein alter treuer Diener im Hauswesen werden.

So einem armen Menschen geht oft viel Heimweh im Kopfe; er hat vielleicht Noth und Sorgen, die er seinem Herrn nicht anvertrauen kann, oder aus Respekt nicht darf; er mögte sich ausweinen, oder austoben; sein Herr ruft, alle Falten müssen vom Gesichte fort, er muß freundlich nach seinen Befehl

len fragen. Sein Herr iſt wohl gar übler Laune, fährt ihn hart an, ſieht ſich aus Eigenſinn nichts zu Danke gemacht; der arme Diener fühlt, wie ſehr ſein Herr Unrecht hat, aber er darf nicht widerſprechen, er kennt die Hitze ſeines Herrn, er geht, und vergießt vielleicht Thränen in der Stille, daß ihm ſo Unrecht geſchieht.

Aber unter tauſend armen Dienern, hält das immer auch nur einer aus; von tauſenden lernt nur immer einer ſeine Natur ſo verleugnen; dieſer eine aber, iſt denn auch der wahrhaftig ehrwürdige! Er hat den ſchwerſten Beruf den ich kenne. Von Natur iſt der arme Menſch, der ohne feinere Bildung und Erziehung blieb, gar nicht recht geneigt zum Nachgeben, zum Selbſtverleugnen, und zur Selbſtbeherrſchung, er verdient alſo unſere ganze Bewunderung, wenn wir ihn darin zu einer ſolchen Fertigkeit kommen ſehn.

Und muß er ſich denn nicht immer ſelbſt verleugnen und beherrſchen? Nirgends ſtehen ſich doch die Wünſche mehr entgegen, als wo der eine zu befehlen, und der andere zu gehorchen hat; der gehorchende muß ſtets ſeinen Willen, dem Willen des Befehlenden unterwerfen.

Ein ſchweres, ſchweres Stück Arbeit, hat ſo ein armer, treuer Diener. Es iſt ein harter, kalter Wintermorgen, er mögte ſo gern noch ein Stündchen ſchlafen und ſich wärmen, zumal, da er erſt ſpät zu Bette gekommen iſt; aber die beſtimmte

Zeit zum Aufſtehen iſt da, er muß heraus, muß gegen Fleiſch und Blut kämpfen: ein armer Menſch ſoll einmal keine Bequemlichkeit haben. Er befindet ſich nicht recht wohl, er mögte ſich gern etwas pflegen, und im Bette bleiben; aber darunter würde ſein Herr und der Dienſt leiden; er iſt miſerabel wie ein Hund, aber der arme Hund muß heraus; wer ſoll ſeine Arbeit verrichten, ein Anderer würde ſie ſeinem Herrn gar nicht zu Danke machen; es hilft nichts, er muß heraus, ein armer Menſch muß ſo lange arbeiten, bis er dahinſtürzt, er hat keine Zeit zum Krankſeyn.

O du alter treuer Diener! Du wirſt mir immer ehrwürdiger! Ich drücke dir die Hand, du edler, guter, geringgeachteter Menſch, und freue mich ſo herzlich über dich, daß mir die Thränen aus den Augen gehn, und daß ich deines gleichen zu ſeyn wünſche.

In vierzig, funfzig Jahren, (ſo lange dienteſt du ſchon oft einem Hauſe, und kamſt wie ein altes Inventarienſtück, auf Kinder und Kindeskinder,) läßt ſich ſchon manche ſchwere Laſt tragen, in einem ſo langen Zeitraum mag wohl manches vorgefallen ſeyn, das deine Treue und Standhaftigkeit hart geprüft hat. Du haſt ſchon graues Haar, haſt dich ſchon ſtumpf gedient, und biſt, nach dem gemeinen Ausdrucke, noch immer bei der Hand wie eine alte Schuhbürſte, und läßeſt nicht eher nach mit dienen,

als bis dir die Haare vor Alter ausgehn, und du auf deinen Füßen nicht mehr fort kannst.

Alte treue Schubürste! Du haſt mich an Menſchen erinnert, deren hohen Werth ich noch nie einſahe und beherzigte, die aber von nun an, mir ſtets ehrwürdig ſeyn ſollen.

Was muß das für ein braver, guter Menſch, für ein alter, rechtſchafner, treuer Diener geweſen ſeyn, dem der brave Edelmann Rochow auf Rekahne, folgende Grabſchrift ſetzen ließ:

Grabſchrift

auf meinen im Leben geliebten Diener, den wohlſeligen Herrn Joh. Fried. Markus, geſtorben den 4ten Juni 1793, alt 68 Jahr.

Hier ſchläft mein alter Freund,
Der einſt mein Diener war.
Er theilte Freuden und Gefahr
Mit mir faſt zwei und vierzig Jahr!
War treu, geſchickt und liebte mich;
Oft für mein Wohl beſorgt, vergaß er ſich.
Darum ſei hier aus Dankbarkeit
Dies Denkmal ihm von mir zeweiht.

Friedr. Eberh. v. Rochow auf Rekahne.

Der alte Kauz denkt, wer ſich darüber nicht freuen kann, iſt ein gefühlloſer Menſch, und mag ihm zehn Schritte vom Leibe bleiben! Er iſt mit ſich und ſeinem Herzen, wenns darüber hoch hüpft,

recht wohl zufrieden, und ſchämte ſich nicht, mitten in der größten Geſellſchaft eine Freudenthräne darüber zu weinen; was gehn ihn die Narren an, die lachen!

Oft für mein Wohl beſorgt, vergaß er ſich, heißt's in der Grabſchrift. Kann ein Menſch mehr thun? O es hat dergleichen treue Diener gegeben, und giebt ihrer noch, die ihrem Herrn ins Gefängniß, in Elend, Noth und Tod gefolgt ſind, und es ihm als keine große Aufopferung angerechnet haben. Es hat der alten treuen Diener gegeben, die ſich ganz für ihren Herrn aufgeopfert, ihr Leben für ihn gelaſſen, die auf ihn gerichteten Dolchſtiche und Schwerdthiebe in ihrer Bruſt aufgefangen haben, und es giebt ihrer noch, die dieſer großen Tugenden fähig ſind, die ihren Herrn, es gehe wie es wolle, nicht im Stich laſſen, die ſich ſelbſt völlig arm machen, um ihren Herrn aus Verlegenheit zu retten, die im Kriege, wo man kein Brod haben konnte, gern ſelbſt hungerten, und das, was ſie noch hatten, ihrem Herrn gaben, ſich in die größte Gefahr aus Liebe für ihn wagten, nicht von ihm laſſen konnten, wenn er etwa, unglücklich und verarmt, ſie nicht mehr beſolden konnte, und ihm unentgeldlich, fürs bloße liebe Brod dienten.

Alte, treue Schubürſte, an was für große treffliche Menſchen haſt du mich erinnert, was für edle Menſchen haſt du mich kennen gelehrt!

X.

Nachgedanken über ein Aushängeſchild, und über ein Stückchen Gold- oder Silber-Blech, auch über Titel, Stern, Orden u. ſ. w.

Bin ich denn zu alt oder zu ſtumpf, daß mirs gar nicht recht einleuchten will, warum ſichs die Menſchen nach den Titeln ſo ſauer werden laſſen, und mancher einen großen Theil ſeines Vermögens gern hingiebt, um ſich einen Titel zu erkaufen, und wenns Glück gut iſt, und der Titel recht hoch und vielbedeutend klingt, Haus und Hof hinterherwirft, um dem großen Titel Ehre zu machen. Titel, Titel, ich habe mir das Wort ſchon oft hin und her genannt, um mich daran zu gewöhnen, und ſeinen Ton doch einigermaßen ſo lieblich als die andern zu finden; aber es will nicht gehn, es muß an meinem Trommelfell im Ohre liegen, das nicht ſtark und hoch genug geſpannt ſeyn mag, um das Hohe und Schöne dieſes Tones finden zu können. Auch ärgere ich mich, daß ich das gar nicht ſo recht begreifen kann, was ein Titel eigentlich ſagen will. Soll er das Geſchäft jemandes bezeichnen, und von

andern unterſcheiden? das glaub' ich nicht. Da ſind ſo viele Hofräthe, die dem Hofe nichts zu rathen haben, ſo viele Kriegsräthe, die keinen Rath geben können und dürfen, wenns Krieg iſt; es klingt auch immer, als wenn die Leutchen zum Kriege rathen ſollten, wovor uns Gott bewahren mag! ſo viel Geheimeräthe, die von geheimen Dingen nichts zu erfahren bekommen; ſo viel geheime Sekretäre, die öffentliche Sachen, welche das ganze Land erfährt, ſchreiben: ich glaub' es alſo nicht, daß die Titel das Geſchäft jemandes bezeichnen ſollen. Aber den Werth? O das iſt gewiß nicht oft wahr! Ich habe immer gehört, daß es viele Titelherren giebt, die keinen wahren Werth, keine hervorſtechenden Geſchicklichkeiten beſitzen. Und dann müßt' es ja auch vor allen Dingen Titel geben, die den Werth rechtſchaffner Geſinnungen, des edlen Herzens, der Gewiſſenhaftigkeit und des Fleißes, mit welchem man arbeitet, genau bezeichnen. Da ſind doch aber nur einige Titel, die dies thun, und die gefallen mir darum auch recht wohl. Se. Excellenz, zu teutſch. Seine Vortreflichkeit, oder vortreflicher Mann, Se. Eminenz, zu teutſch, du über Alle hervorragender Mann; Se. Hochwürden, du Mann von hoher Würde! ach wenn dieſe Titel nie lügen, darauf könnte man ſich mit Recht etwas zu Gute thun. So einen Titel mögt' ich auch wohl haben, das heißt: ſo eines Titels mögt' ich auch wohl werth ſeyn. Ich kann es nicht begreifen, daß man

ſolcher Titel nicht recht viele gemacht hat, da es doch der edlen und ſchönen Eigenſchaften ſo viele, Gottlob, unter uns giebt, die einen vor dem andern auszeichnen. Wenn ſo jeder Titel das Aushängeſchild des wahren Verdienſtes wäre, man ſollt' einmal ſehn, was das zum guten aufmuntern würde. Da hieß es: Se. Standhaftigkeit, der Herr u. ſ. w. Se. Gleichmuth, Se. Edelmuth, Se. Dienſtwilligkeit, Se. Unpartheilichkeit, Se. Beſcheidenheit, Se. Rechtſchaffenheit, Se. Geradheit, u. ſ. w. und Ihro Anſpruchloſigkeit die Frau ꝛc. Ihro Sanftmuth, Ihro Leutſeeligkeit, Ihro Liebenswürdigkeit, Ihro Wirthſchaftlichkeit, Ihro Verträglichkeit u. ſ. w. Und im Gegenſatz dieſer, könnte man denn auch haben; Se. Naſeweisheit, Ihro Spitzfindigkeit, Se. Nachläßigkeit, Ihro Saumſeeligkeit, Se. Faulheit, Ihro Trägheit u. ſ. w. So wüßte man doch gleich, woran man mit den Menſchen wäre. Man könnte dies dann eben ſo gut in den Zeitungen publiziren, und eine öffentliche Liſte führen, die alle die, ſowohl durch ihre Tugenden, als durch ihre Fehler ſich auszeichnenden, genau bemerkte.

Ich ſehe alſo auch hieraus, daß die Titel den wahren Werth nur ſehr ſelten bezeichnen, und nun weiß ich gar nicht, wie ich mit ihnen daran bin, und warum die Menſchen ſo darnach laufen: es müßte denn vielen nur darum zu thun ſeyn, mehr zu ſcheinen, als ſie ſind.

Darnach werde ich mich nie richten! ich will nie mehr ſcheinen als ich bin. Es kommt mir ſo natürlich vor, daß man grade ſo gut ſei, wie man ſcheint. Weil ich denn ſo bin, ſo mag ich denn freilich wohl auch nicht nach der Mode ſeyn; aber wer kanns allen recht machen. Der Nächſte bin ich mir ſelber, und wenn ichs mit mir ſelbſt nicht gut meine, mir ſelbſt eine Brille vormachen will, ſo mögt ich wiſſen, wie ichs gegen andre halten ſollte. Ich würde mich ſehr ſchämen, wenn irgend jemand von mir ſprächе: der ſagt etwas was nicht Wahrheit iſt; und das thät ich doch, wenn ich einen Titel hätte, der mehr Weſen von mir machte, als an und in mir wäre. Meine Jungen ſollen keinen Titel in der Welt haben, aber ſie ſollen treue, fleißige, wackere Arbeiter, rechtſchaffne Menſchen und brave Untergebne ihres Oberherrn ſeyn, ſollen ſich den großen herrlichen Namen edler guter Menſchen, die ſchlecht und recht ſind, erwerben; dann will ich mich tief vor ihnen bücken, obſchon es meine Kinder und Untergebne ſind.

Zuweilen bin ich den Titeln ein wenig auf die Spur gekommen. Da hab ich denn geſehen, daß ein Titel oft weit mehr Weinflaſchen leert, als ein bloßer Name, weit mehr Gäſte zu ſich bittet, weit leichter Schulden macht, weit ſtolzer und hoffärtiger ſich zeigt, weit mehr Aufwand macht, und hinterher weit weniger Zufriedenheit gewährt, als ein bloßer Name. Oft bin ich auch gewahr geworden,

daß jemand um des Titels willen, seinen guten Namen verlohren hat, so wie ich denn auch zuweilen gesehen habe, daß der Name jemandes tausendmal schöner klang und mehr bedeutete, und tausendmal höher geachtet wurde, als sein Titel. Der Name zeichnete den Mann oft unter vielen Tausenden, von Seiten gewisser Fertigkeiten, Geschicklichkeiten und erhabnen Talenten aus, und machte ihn weltbekannt; den Titel hatte er mit mehreren gemein, die man kaum in der nächsten Stadt nennen gehört hat.

Was ists denn nun mit dem eitlen Titeldinge, daß mancher so ängstlich darnach strebt! Der Titel soll dir Respekt geben; aber es denkt sich kein Mensch etwas dabei, wenn er deinen Titel nennt; keiner denkt sichs dabei, deinen wahren Werth dadurch bezeichnen, oder mit dieser Benennung anerkennen zu wollen. Ich kann nicht darin klug werden, ich will aufhören darüber nachzudenken; ich wollte mir so gern eine deutliche Erklärung von einem Titel verschaffen, und ich sehe nun am Ende gar, daß es nichts weiter als ein einfaches, oder aus mehrern zusammengesetztes Wörtchen ist, welches man dem Namen vorsetzt, und wobei sich kein Mensch, wenn ers sagt, etwas denkt. Wenn aber jemand zu mir spricht: ich achte dich hoch, und er denkt nichts dabei, so ists eben so gut, als ob ers nicht gesagt hätte.

Ich werde in dem Dinge nicht klug; mir wills nun gar nicht recht einleuchten, wie man darnach

ſo laufen und rennen kann; ich will lieber nicht mehr darüber nachdenken, der Titel möchte mir ſonſt meine Gedanken verwirren, wie er ſie denn ſchon manchem verwirrt haben mag.

So recht richtig kömmts mir auch mit denen nicht vor, die gar viel Geld anwenden, um ſich einen Stern oder Orden, das heißt, das Recht erkaufen, ein wenig Gold oder Silber ſich auf den Bruſtlatz nähen zu laſſen, und damit auszugehn, und es den Leuten zu zeigen. Wenn der Stern und Orden ein Zeichen des Verdienſtes um den Staat iſt, da hab' ich wohl Reſpekt davor, wo das aber nicht iſt, und wo mans gleich weiß, daß dies kleine Silber- oder Goldfleckchen auf dem Latze, den Leuten ihr ſchweres Geld koſtete, und daß ſie es oft gar nicht erleben, daß es ihnen das geringſte wieder einbringt, da thuts einem Leid um das viele Geld, und um den Nutzen, der daraus hätte geſtiftet werden können, und man fängt an ſo in ſeinen Bart zu ſchmunzeln, über die Schlauheit der Kloſter-Stifts und Pfründebrüder, die für ein paar ſolcher eingeweihten Gold- oder Silberfäden, ſich ſo eine große runde Summe zahlen zu laſſen, liſtig genug beſchoſſen haben.

Ob man denn glaubt, daß ſo ein Ding ſo ſchön kleidet, und ſo viel Staat macht? Das will mir doch auch nicht recht einleuchten. So etwas blankes tragen ja doch auch mehrere Leute. In der großen Stadt hab ich Briefträger und andere Bo-

ten von hohen Gerichtshöfen, mit recht ſchönen Schildern auf der Bruſt geſehn. Aber freilich hatte dieſes Blanke keine Zacken, und ſah nicht wie ein Stern aus; alſo die paar Zacken kleiden um ſo viel tauſendmal ſchöner? Was doch die Menſchen eitel auf einen kleinen Strich oder Zacken ſind, und den Athem vor Rennen darnach verliehren, wenn jemand übereinſtimmig mit mehreren andern ſagt: das Ding, der Strich, oder der Zacken ſoll ſo und ſo viel bedeuten, und auf dem und dem Flecke ſitzen.

Daß übrigens nicht alle Sterne und Orden und Kreuz: auf der Bruſt, immer den hohen Werth und das erhabene Verdienſt jemandes bezeichnen, und daß es viele darunter giebt, die man ſich erkaufen kann, das iſt recht gut, ſonſt ließ' es ſich nicht begreifen, warum andere große, an Talenten und an edlen, ganze Welten beglückenden Thaten, ſich auszeichnende Männer, die aber nicht Soldaten, große Miniſter, Biſchöfe, Prälaten, Aebte, Domherren, Ritter, Canonici u. ſ. w. ſind, nicht mit dergleichen äußerem Schmuck ausgezeichnet werden; ich denke hier an Stifter großer, menſchenbeglückender Anſtalten, an weiſe Geſetzgeber, große Erfinder, an berühmte Aufklärer, deren Einfluß ſich auf ganze Länder erſtreckt hat, an große, erhabene Wohlthäter, berühmte Aerzte, große Gelehrte und Künſtler, an große Patrioten, die das Land durch Schenkung großer Kapitale retteten, an Menſchen-

retter, weiſe Erzieher und Lehrer, an unpartheiiſche weiſe Richter, an weiſe Räthe u. ſ. w.

An den armen Landmann, würde denn wohl die Reihe mit dergleichen Auszeichnungen nicht kommen, und das iſt auch recht weiſe und gut; denn unſer Eins hat nicht viel Zeit ſich zu putzen, und thut ſein Gutes und Böſes ſo ganz im Stillen. Ich habe auch einmal in einem Stammbuche geleſen: ein Stern auf der bloßen Bruſt, wäre beſſer, als ein Stern auf dem Latze, und wenn das ſo viel heißen ſoll, als: erwirb du dir durch gute Handlungen an dir und deinen Mitmenſchen, durch Fleiß und treue Erfüllung aller deiner Pflichten, wahren, inneren Werth, dann mag dir der äußere Glanz immer fehlen, dann brauchſt du dein Gutes nicht ſo laut durch Sterne und Kreuzer auszuſchreien.

Ich danke dir Gott, daß ich bloß einen guten blauen Rock für Sonntag, und einen dauerhaften Arbeitsrock für Alltag habe, und freue mich, daß du hier und da, ſo einen großen, guten, edlen Menſchen geſchaffen haſt, der den Stern verdient, den er trägt. Herr König, Gott verleihe dir langes Leben!

Anmerkung. Friedrich der Große gab, wie ich weiß, den dreien großen gelehrten Männern, Voltaire, Maupertuis und Algarotti, den Orden für das Verdienſt. Das hat aber nachher nicht wieder Statt gefunden, und das gewiß deswegen, weil da der Orden zuviel geworden wä-

ren. Nun Gottlob, daß es ſo ſehr viel gute, groſſe und kluge Menſchen giebt, die den Orden verdienten, darüber muß man die Welt mit recht frohen Augen anſehn.

XI.

Nachgedanken über den kleinen Garten, den die Städter vor ihrem Fenſter auf dem Blumenbrete haben.

Es iſt doch ein groſſer ſchöner Fleck, mein Garten hinterm Hauſe! Ein fettes, herrliches Erdreich, und alles was darauf wächſt, ſchmeckt ſüß wie eine Nuß. Wie da alles hervorgehet und blühet, und Früchte trägt, es freut einen in der Seele, wenn mans ſieht. Wie da Bienen und ſummende Käfer und Fliegen und kriechende Würmchen, alle mit mir und meinen Lieben, von dem groſſen grüngedeckten Tiſche mit eſſen, und ſich laben, und neue Kräfte ſammeln. Ach mir thut jeder leid, der das nicht ſo haben, nicht ſo einen groſſen ſchönen Platz hinterm Hauſe ſein nennen, und ſich ſeine Nahrung ſelbſt darauf beſtellen und ziehen kann. So aus der erſten Hand der Natur, ſchmeckts doch noch einmal ſo gut. Dort drüben in der groſſen Stadt, hat mancher nicht eine

Spanne Land, die ihm eigen gehört. Ich mögte ſagen, da bin ich doch noch ein größerer Herr, wie mancher Herr in der Stadt; denn ein Stück von der lieben Erde im Beſitz haben, und darüber gebieten, iſt doch wohl ein ganz gutes Ding, und ſo ſieht man auch gleichſam erſt wie ein rechtmäßiges Kind der Mutter Erde aus, wenn man ſo ein Erbtheil von ihr ſelbſt aufzuweiſen hat. Ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn ich einen kleinen Platz, den ich bewohnte, erſt mit vielem Gelde erkaufen müßte. Ich kann es nicht beſchreiben, wie elend es mir vorkommt, daß ſo ſehr viele Menſchen nicht eine Handbreit eignes haben, worauf ſie wohnen, und ſäen und ernten können. Ich muß mich recht beſinnen, daß ich die Leute nicht ganz arm und unglücklich nenne; aber es klingt mir ſo unnatürlich, ſo verwaiſt, ſo verſtoßen von der lieben Mutter Natur, daß ſo viele Menſchen die Erlaubniß, auf der lieben Erde die paar Jahre zu wohnen, erkaufen, und ſich einmiethen müſſen, gleichſam, als wenn ſie nicht dazu gehörten, und an der Mutter keinen Theil hätten. Da haben ſie denn vor dem Fenſter ſo ein kleines Brett, auf das ſie ein paar Blumentöpfe mit Roſen oder Levkojen, oder goldnen Lack ſetzen, oder ein Käſtchen, worin ſie ſich deutſche oder ſpaniſche Kreſſe ſäen, die ſie an Fäden hinaufziehn. Wenn ich das ſo ſehe, da kommen ſie mir immer recht verlaſſen von der lieben Natur, und recht wie die Kinder vor. Da ſitzen

ſie denn dahinter, und denken, ſie ſitzen im Garten oder in der Laube, und begießen und pflegen den kleinen Garten früh und ſpat. Ich habe oft im Stillen darüber gelächelt. Du guter Gott! Wer das ſo im großen haben kann, daß iſt doch eine ganz andere Sache. Es giebt einem da ſo ein recht belohnendes Gefühl, wenn man ſagen kann: das iſt alles Mein! Und hier hab ich allein zu befehlen! Und hier kann ich arbeiten, wenn ich will, und hier erwerb' ich mir im Schweiß meines Angeſichts mein Brod. Die guten Städter, ſie fühlens recht, daß ihnen der Genuß und der Beſitz der Natur fehlt. Wenn ihnen das kleine Gärtchen vor dem Fenſter nicht mehr genug thun will, und die dazwiſchen geſetzten Vögel ihnen etwas altes geworden ſind, dann kommen ſie zu uns Kindern der Natur gern weit heraus, und achtens nicht, daß ſie müde werden, und laſſen es ſich auf unſern grünen Plätzen, und bei unſerm ſchwarzen Brodte gefallen. Ich ſehe ſie auch immer ſo gern kommen; denn wahrhaftig, ſie plagen ſich auch genug in den verdrüßlichen Geſchäften umher, und habens nicht einmal großen Dank als wir. Uns ſchmeckts und gedeihts, und kein Zahn thut uns weh. Es iſt auch eine andere Sache mit den Vögeln, die im Freien ſingen, und mit den Blühten und Früchten, die mitten aus dem Schooße der lieben Erde hervorwachſen.

Und ſo iſts auch mit den Menſchen im Freien. Ich habe oft mein Wunder geſehen, wie ſie ſich in

der Stadt einsperren und zusammenschichten. Sie kommen mir immer wie die kleinen Vögel in einem großen Vogelbau vor; da klettern sie immer einer über den andern hinauf, bis in die obersten Stockwerke; wer's zum erstenmal sähe, der glaubt' es nicht, daß es da eben auszuhalten wäre, der liefe vor Aengstlichkeit davon; denn sie wohnen in einem großen Hause gerade eben so über und nebeneinander, immer nur durch ein paar Fächer getrennt, wie in einem großen Käfigt, worin wir die Tauben und Hüner zu Markte bringen.

Und doch wollens so viele nicht glauben, daß wir glücklicher sind. Gut für sie, daß sie ihren engen kümmerlichen Raum noch so ertragen! ich würde nicht athmen können, wenn ich so hoch hinauf und so eingeschlossen wohnte, und meine Kinder dort oben zwischen den Brettern und Wänden erziehen sollte.

Seht denn immer nur, ihr lieben Städter, durch euer Gärtchen vor dem Fenster, und kauert euch mit eurem Kopf dazwischen, und denkt euch, ihr seid in einem schönen, schattigen, duftenden Garten, und fühlt das ängstliche eurer Einschränkung nicht; ich gehe unterdessen umher und wohne in Gottes freier Natur, und meine Kinder springen um mich her wie das Reh im Walde, und singen mit mir:

Süße, heilige Natur
Laß mich gehn auf deiner Flur!
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!

XII.

Nachgedanken über die grauſamen Bekehrer am Sterbebette.

Wenn es einmal ſo weit iſt mit mir, daß es heißt: beſchicke dein Haus und ſage der Welt gute Nacht, ſo werd' ich recht ruhig einſchlafen können, und mich weiter um nichts kümmern. Und darauf freu' ich mich ſo recht, und bin mit mir zufrieden, daß ich über die alten, finſtern Pfaffen- und alte Weibergrillen, die einem nur immer die Hölle heiß machen, weit hinaus bin. Ich thue das Meine, und beſtrebe mich ein rechtſchaffner Mann, ein guter Gatte, ein ordentlicher Vater, ein treuer Unterthan und ein guter Mitmenſch zu ſeyn, und da will ich den ſehn, der mir das an meinem Sterbebette abſtreiten ſoll. Hab' ich in meiner Jugend leichtſinnige Jugendſtreiche begangen, ſo hab ich dafür gebüßt, und das geht alſo keinen mehr etwas an: und wenn ich darüber in der letzten Stunde auch laut weinen und ſchreien wollte, ſo würd' es dadurch nicht ungeſchehen gemacht, und keine der böſen Folgen die es gehabt hätte, und die ſich forterſtreckten, hörte auf zu würken.

Es wird mir immer ganz ſchwarz vor den Augen, wenn ichs denke, daß auch in unſern, hier und da ſo hellen Zeiten, dergleichen allgewaltige, arme Sünderbekehrer umher hauſen, und daß mancher fanatiſche Dickkopf darunter, vor heiliger Andacht, ſich kaum noch auf ſeinem feiſten Halſe umdrehen kann. Von der Gewalt und gedrohten Ungnade, mit welcher ſie den Sünder ganz zerknirſchen, und ſeine Seele ganz zu einem geiſtlichen Brei ſtoßen, ſtehen ihnen die kleinen verquollnen Bekehrungs-Augen ganz ſtier und ſtarr im Kopfe: ihr Herz arbeitet an der Sucht, eine arme Seele aus des Teufels Klauen zu retten, ihr Buße entgegenzubrüllen, und mit Donner und Blitz, Feuer und Schwefel, mit Heulen und Zähnklappen, mit dem Krachen der Hölle, auf die arme Sünderſeele herabzufahren.

So ein Bekehrer ſieht oft ſchrecklich aus. Einige ſind gewaltig dick, braun- und blaubäckigt und dikädrig, andere erbärmlich dürre, knochigt und durchſichtig. Die dicken wälzen ſich wie Biertonnen zum armen Sünder hin, ſie thun dieſes heilige Werk, weil es ihren Bauch weidlich füttert und mäſtet, und ſind zufrieden, daß ſie in ihrer Dummheit ſo dahin leben können, lächeln, ſtreicheln ſich den Bauch, und grinſen jeden an, der mit ihnen ſpricht; die dürren kriechen wie Schnecken zum armen Sünder, (der Geiz hat ihnen die Beine ſo mager und matt gemacht) und liſpeln zwiſchen den Lippen zu ei-

nem guten Werke kommt man nie zu spät, die Weltkinder eilen, die Gerechten gehn sacht.

Guter alter Hogart, tauche deinen Pinsel in braun Bier, schwarzen Kaffegrund und Tabacks-lauge, es sind die besten Farben, die du wählen kannst, mahle flugs einige feiste Dullenköpfe, und eben so viel magere Schaafköpfe, erstere mit starren, letztere mit verdrehten Augen — doch das weißt du ja am besten.

Man mögte sich todt ärgern, wenn mans hört, wie sie den armen, kranken und sterbenden, die letzten Lebensstunden so schwer und bitter machen, und ihre Seelen mit grausamen Vorwürfen über ihr voriges Leben, und mit schwarzen Vorstellungen der Zukunft so ängstigen, und auf die Marterbank spannen. Da liegt so ein armer, von Schmerz und Krankheit niedergedrückter Mensch; wo er sich hinwendet, fühlt er Schmerzen, wo er hinsieht, trauern um ihn Menschen, die er verlassen soll; alles mahnt ihn an die Stunde des Todes, die ihm durch die vielen schwarzen Vorstellungen von Jugend auf so schrecklich vorgeschildert wurde. Er sehnt sich nur nach einigen Augenblicken Ruhe und Linderung, er seufzt nach Hoffnung, daß er vielleicht noch davon kommen mögte, er seufzt nach Trost und Aufmunterung. Da dringt sich dann, oft unberufen, ein solcher Eiferer und Höllenschleuderer ein, hohlt sein Sündenregister hervor, auf dem die Sünden der ganzen Welt mit giftsprudelnder, galligter Feder

geſchrieben ſind, und alle dieſe Sünden ſoll der arme Kranke nun ſein Lebelang begangen haben, dafür drohen ihm nun Schwefelpfuhl und ewige Höllenſtrafen: er iſt ohne Gnade verlohren, wenn er nicht Buſſe thut. Nun wird der arme Sterbende auf die entſetzlichſte Art gequält mit der Reue über die begangnen Sünden; nun ſoll er unaufhörlich beten, oder ſich vorbeten und vorvimmern laſſen, die letzten Kräfe ſeines Geiſtes ſoll er nun anſtrengen, um den vorgetragenen Gedanken gehörig folgen zu können; durch die ſchmerzenden Gefühle der Reue, der Schaam, wird der Körper völlig zerrüttet, die Schmerzen der Krankheit werden folternder, der Geiſt wird immer mehr niedergedrückt, und immer unempfänglicher für die allenfalls noch ſchwach herſchimmernden Strahlen der Hoffnung.

Man hat wohl keine ſchrecklichere Folter für die Sterbenden erfinden können.

Wann wird man doch endlich dem Beiſpiele vernünftiger, einſichtsvoller Prediger folgen, die ſich bemühen, den Geiſt des Sterbenden durch Troſt und ſchöne Vorſtellungen von der Liebe unſers Gottes und Vaters, und von einem glücklichen Fortleben aufzurichten, und durch Aufmunterung zur Geduld und Standhaftigkeit, zur Ueberwindung der kurzen Leiden, durch eine vernünftige Darſtellung des Todes an ſich ſelbſt, ſeiner Schmerzenloſigkeit, dem Tode ſelbſt ſeine ſchreckensvolle Geſtalt zu nehmen.

Man ſuche doch lieber den Sterbenden ſo viel als möglich zu unterhalten und zu zerſtreuen; man verſüße ihm die letzten Augenblicke dadurch, daß man ihm Beiſpiele von ſanftverſtorbenen, von leicht und ruhig hinübergeſchlummerten erzählt, und ſo ſein menſchenfreundlicher Tröſter wird, der erſt dann ſeine herzlich drückende, und unterſtützende Hand zurückzieht, wenn der Puls ſtill ſteht.

XIII.

Nachgedanken über eine gnädige Mahlzeit.

Ich bin doch nur ein ganz ordinärer Bauersmann, aber ich wüßte nicht, wie ich mich darüber ſo gar gewaltig groß und breit machen, oder ſo reichlich belohnt für viele geleiſtete Dienſte halten könnte, wenn unſer gnädiger Herr mich einmal mit an ſeine Tafel nähme, und mich einmal, ſo wie man ſagt, abzuſpeiſen gedächte. Iſts denn ſo gar viel, wenn ein paar Menſchen, die ſich einander täglich brauchen, nebeneinander an einem Tiſche ſitzen. Das halt' ich gar nicht für eine ſo außerordentliche Gnade. Es muß an meiner Kurzſichtigkeit liegen, daß ich die Größe dieſer Gnade gar nicht recht einſehen kann; denn es ſoll ja doch geſcheute, gelehrte

Männer in der Stadt geben, die durch eine gnädige Mahlzeit, ihr unpartheiisches Urtheil über den gnädigen Gönner, oft auf die ganze Lebenszeit bestechen, und alle gelehrten Anstrengungen für die Aufklärung der Welt, dadurch reichlich belohnen lassen. Das kann bald nicht seyn! Und das wären große Geister? das mag ein anderer glauben, aber ich nicht. Es ist mir zwar wohl so ein Fall neulich vorgekommen; aber ich habe doch nicht recht glauben können, daß das bei mehrern, wie man mich versichern will, der Fall wäre.

Ich war in der Stadt, und besorgte, wie gewöhnlich, die Geschäfte meines gnädigen Herrn. Da hüpfte mir auf einmal, auf beiden Beinen zugleich entgegen, unsers Herrn Pfarrers ältester Sohn, der bei der großen Schule einer der ersten Schulmeister, oder Professoren, wie sie's nennen, ist, und ein großer Gelehrter heißt. Der dumme Junge, Gott verzeih mir die Sünde, sieht mich sonst nicht über die Schulter an! Ich muß lachen über meinen Eifer, daß ich ihn dummer Junge nenne. Aber es muß auch einen alten Mann ärgern, wenn so ein Mensch, einem alten Manne, mit dem er aus einem Dorfe ist, vorbeigeht, und thut, als ob er ihn nicht kennen will. Was ist denn der heute so wunderfreundlich und herablassend, dacht' ich, und ich sprach zu ihm: sie sind ja heute außerordentlich en Gala!

Meine Verhältnisse bringen es jetzt zuweilen so mit sich, spricht er in einem wichtigen Tone, steht

auf den Zehen, reibt ſich den Bart mit einer ſelbſtgefälligen Miene.

Ich ſagte nicht ein Wort dazu, auch nicht einmal ein von Reſpekt angeſtimmtes und tief empfundenes: ſo! oder: daß geſteh ich!

Der geputzte Herr ſchien mit Schmerzen darauf zu warten, daß ich weiter fragen ſollte; aber da kennt er den alten Verwalter noch nicht, der ſah lieber mit einem ganz eigenem Gefühle zu, wie der geputzte Herr bald hie, bald da ein Stäubchen und Fäſerchen mit dem Finger abſtüberte, ein paarmal anfing zu huſten, und endlich das Schweigen brach, und in einem pathetiſchen Kanzeltone alſo redete: „das muß man ſagen, der Herr * * * von * * *, iſt ein ſehr gnädiger Herr, ich habe mirs wirklich nicht ſo vorgeſtellt.“

Der arme geputzte Herr ging mir nahe; denn er drehte das platte Galahütchen rings um in der Hand, und ich that ihm alſo nun den Gefallen, ihn weiter zu fragen: wie ſo, haben Sie etwa Beweiſe davon erhalten?

Ich war heute bei ihm zu Tiſche.

So? — Ach! das iſt etwas anders — nun, ich wünſche Ihnen wohl zu leben.

Ei, ſo eilen Sie doch nicht ſo, wir haben uns ja lange nicht geſehn, ſprach der abgeſpeiſte. Im Getümmel der großen Welt gehn einem die Wochen hin, man weiß nicht wie; beſuchen Sie mich doch!

Wenn Sie's erlauben.

Ja, ſeyn Sie ſo gnädig.

O gnädig ſind wir nicht.

Ach! verzeihn Sie! Mir iſt das noch ſo geläufig, da ich eben von des Herrn *** von *** Tafel komme; das iſt aber wahr, hören Sie, man ſpeiſt bei dem Herrn *** von *** prächtig.

Ich ſah' ein paar Lippen, von denen ein geſpitztes Zünglein die eingeſogne Paſtetenbrühe noch nachleckt.

Diesmal antwortete ich mit kaltem Tone: ſo?

Ja! hören Sie (er ſtocherte ſich die Zähne aus) das fatale Faſanenfleiſch ſitzt einem noch alles in den Zähnen.

Das pflegt es ſonſt nicht zu thun, meinte ich, vielleicht verwechſeln Sie es mit —

Ei, ich bitt' um Verzeihung. (Und nun war der abgeſpeiſte Herr ſo armſeeligen kleinen Geiſtes, daß er nach der Reihe erzählte, was für Gerichte er alle gegeſſen habe.)

Nun, ich gratulire, ſprach ich, und ging, und erſtaunte, wie der Herr vor lauter Unterthänigkeit, die noch an ihm wie die Bratenbrühe an der Hemdenkrauſe klebte, ſich bis auf die Erde vor mir bückte.

Du unterthäniger Schlucker, dacht' ich, und wollte mit dem Fuß vor Aerger ſtampfen, beſann mich aber ſchnell, und lächelte über das Männchen, dem eine Mahlzeit, bei einem Gnädigen genoſſen, ſo den Kopf verdreht hatte.

Es soll dieser Art Leute, wie man mich im Wirthshause versichert hat, nicht wenige in der großen Stadt geben, die an einem solchen Tage, wenn so ein Großer sie abgespeist hat, überall herum kreuzen, um allen ihren Bekannten wo möglich zu begegnen, und denen die genossene Ehre mitzutheilen. Wenn dem auch nicht so wäre, so hätte der alte Verwalter wohl schwerlich die Ehre gehabt, von dem abgefütterten Herrn angesehn zu werden.

Die armseligen Menschen! darauf sich so viel einzubilden! Und das wollen große Geister seyn!

Wer seine Geistes-Fortschritte und Vorzüge mit einer gnädigen Mahlzeit hinlänglich anerkannt und belohnt glaubt, den beneidet der alte Kauz nicht. Lieber bleibt er in seiner Klause, läßt es sich bei seinem Weibchen daheim an einem kräftigen Hausmannsgerichte wohlschmecken, und findet in ihrem herzlichen Kusse Beifall und Lohn.

Wer darin die größte Ehre und den größten Lohn für Aufopferung und Mühe setzt, sich wie jener Herr abspeisen zu lassen, dem ruf' ich hinterher: wünsche wohl zu bekommen! seid nichts besseres werth!

XIV.

Nachgedanken über einen Pantoffel.

Allgewaltiger Pantoffel, hocherhabner, weltberühmter weiblicher Scepter über die männlichen Schlafmützen, deine Macht will ich hier preisen, deine Größe verherrlichen! Von einem Ende der Welt bis zum andern, erstreckst du deine Gewalt, furchtbarer, Männerbeherrschender Pantoffel! Vor deinem Schalle zerplatzten schon Trommelfelle in den erhabensten Ohren, dein Blitzschlag zerschmetterte oft schon die künstlichsten Gebäude der Friseurs, dein Donner erschütterte manchen armen Erdensohn so fürchterlich, daß er in sich zusammenfiel wie ein Thurm im Erdbeben. Du drohst, und tausend Manschetten wallen, tausend Hände falten sich und sagen: sie wollens nicht mehr thun; du fährst durch die Luft, und schon der bloße Druck der Luft, den deine Schwingung verursachte, streckte manche Schlafmütze ohnmächtig dahin

Ich kenne kein Instrument, was dir an Kraft und Gewalt gleicht. Da liegen sie alle die tausend Ohren die dich ärgerten, alle die tausend Köpfe, die du zu Schaafsköpfen schlugst; da liegen sie alle die hunderttausend Nasen, die du breit und stumpf

ſchlugſt, alle die Zähne, die du mit deinem Blitz zerſchmetterteſt, gegen den alle vorgehaltenen Ellenbogen unwirkſame Ableiter waren.

Wer kann deine Macht genug rühmen! Du darfſt nur winken, und die Zungen aller Völker werden von deiner Herrſchaft und Erhabenheit reden!

Da liegen ſie unter dir, alle die tauſendmal tauſend Schlafmützen, und flehen nur um einen gnädigen Blick, daß du ſie nicht wie Würmer zertrittſt!

Aber ich will nachdenken, woher du deine Gewalt haſt, furchtbarer Pantoffel! Vergönn' es mir, daß ich deinem hohen Urſprunge nachforſche.

Du Körper von Schaaf-, Kalb-, Ochſen- und Pferdeleder, einmal auch dreimal genähet mit Hanf und Pech! Alle Schaafsköpfe erſchrecken ſchon vor deiner bloßen Benennung! Welch ein grauſiges Gemiſch iſt in dir! man höre nur: von Pferden, Ochſen, Schaafen, Kälbern, von Hanf und Pech zuſammengeſetzt; wem leuchtet's nun nicht ein, daß alle Schlafmützen zittern müſſen. So ein furchtbares Gemiſch hat ſchon Krieg und Blutvergießen, Peſtilenz und theure Zeit veranlaßt; wer einmal von ihm beherrſcht iſt, zittert vor ſeinem bloßen Anblick. Den Stolz, den Uebermuth des Pferdes, die Kraft und Grobheit des Ochſen, Feuer und Stricke, Pech- und Schwefelregen ſieht der Pantoffelknecht in dem Ochſen- und Pferdeleder, in dem Hanf und Pech der Pantoffeln. Sein bloßer An-

blick zeigt schon seine ganze furchtbare Kraft, und bezeichnet was er ist. Das Schaaf- und Kalbleder, was er trägt, ist der Wolf in Schaafskleidern, damit will er sanft anlocken, um dann seinen Hufschlag und seine Ochsenstöße desto fürchterlicher fühlen zu lassen.

Wunderbare Wahrheit! Er scheint nur zum Treten gemacht zu seyn! Er hat die Gestalt eines Fußes. Die ganze Erde will er unter den Füßen haben, alles will er zertreten und zermalmen.

Hier ist das Räthsel gelöst, warum er sich so in die Höhe und über die schwachen Männerköpfe emporschwang! Er will sie unter seinen Füßen haben; dies weiß er aber, so lange die feigen Männer noch gerade auf gehen, und nicht wie das dumme Vieh an der Erde kriechen, nicht anders anzufangen, als wenn er aus einer Furienhand über ihre Köpfe herfliegt, oder von eben dieser Hand geschwungen auf ihre Köpfe losschlägt.

Man bewundere das Charakteristische hiebei; bloß die Sucht alles niederzutreten, hat die weiblichen Furien dazu bewogen, sich der Pantoffeln bei den Bataillen mit Männerköpfen zu bedienen. So hat sich dieses schreckliche Instrument nach und nach furchtbar zu machen gewußt.

Pantoffel, schrecklichster aller Namen! rufen die Schlafmützen! Wie viel Furchtbares liegt schon in der bloßen Aussprache; bei der ersten Silbe: Pan, denkt man gleich an panisches Schrecken, in

den zwei letzten Silben, wie viel schauerliches, donnerndes tönt daraus hervor! Toffel!!! Es ist, als ob die Schläge, wie sie auf die hohlen Hirnschädel donnern, daraus schon hervorgehört würden! — Toffel: — die Haare stehn zu Berge! Und nun die grausigen Bestandtheile dieses schrecklichen Pantoffels, von Pferden, Ochsen, Kälber, Schaafen, Pech, Hanf zusammengesetzt, und dann die Form, ein Fuß der alles zertreten und zermalmen will; nein, es geht nichts über seine Schrecken!

Um desto tiefere Wunden mit seinem Regiment einzuschlagen, ist er oft mit einer hölzernen Stelze versehen! Wehe dem Kopfe, in welchen er diese Stelze einschlägt.

Er wird noch immer schrecklicher. Je schöner, weicher, und weisser die Hand ist, die mit ihm auf den Köpfen dieser gewaltigen Männer umherspaziert, desto furchtbarer erscheint der Pantoffel. So erscheint eine dunkle, schwarze Wolke viel dunkler und schwärzer, wenn sie neben einer weißen, hellen Wolke steht.

Die Herrschsucht der Pantoffeln wird immer größer, immer wüthender. Bald werden die Schlafmützen von ihren Köpfen heruntersteigen, und sich auf hohen Pantoffelbefehl, alle zu den Füßen der Pantoffeln legen; ha, dann wirds über diese Männerchen hergehen, sie werden Alles zertreten, und die Welt wird leer werden von — Schaafsköpfen.

XV.

Nachgedanken über den Todtſchlag eines Floh.

Wie man eine Hand umkehrt, iſt ſo ein Mord geſchehn! Der Menſch iſt ein ſchrecklicher Mörder. Jeder ſeiner Fußtritte koſtet tauſend Würmchen das Leben; aber kein Geſchöpf nimmts ihm übler als der Floh.

Du kleines, muntres, geſellſchaftliches Hausthier, das ſo gern bei Menſchen verweilt, ihre Schönheiten küßt, und ſich an ihrem ſüßen Blute labt, das ſtets ſo munter und fröhlig umherhüpft, dem Menſchen ſo treu iſt, ihn in Noth und Leiden nicht verläßt, ſtets bei der Hand, hinten und vorn iſt, dir ſo mitzuſpielen, und dich, wie man eine Hand umkehrt, todzuſchlagen, das iſt nicht recht, das iſt nicht halb recht.

Ach eure Verantwortung wird groß werden, ihr Todſchlägerinnen, denn ihr ſeid die grauſamen, die von den Geiſtern der Flöhe vorzüglich angeklagt werden. Ihr ſeid es eben daher auch, an welchen ſie ſich am mehrſten rächen. Ihr ſeid die undankbaren, über die ſie ſich laut beklagen. Sie ſind

euch ſo vorzüglich gewogen, lieben euch ſo ſehr, und ſind ſo gern eure Blutsverwandte, die kleinen munitern Springinsfelde, und ihr ſeid ſo grauſam gegen eure Gäſte, wollt ihnen nicht einen Augenblick Herberge bei euch gönnen, verletzt ſo alles Recht der Gaſtfreundſchaft an ihnen, und zieht gegen ſie zu Felde, wenn ſie ſich nur blicken laſſen; o ihr grauſamen Schönen, wie will euch dieſes Unrecht je vergeben werden! Das an und für ſich ſo kurze Leben dieſer Thierchen noch mehr durch eure Grauſamkeit zu verkürzen, ihnen nicht einen Kuß, nicht einen ſüßen Trunk zur Labung ihrer matten Glieder zu gönnen, nicht die kleinſte Stillung ihres Durſtes, ſie dann gleich rachſüchtig zu verfolgen, ſie zu fahen, alle ihre Sinne gleich zu betäuben, ihnen keinen Pardon zu geben, da ſie ſo viel zappeln und gucken, wo ſie ins Freie ſpringen können, und ſie endlich mit kaltem Blute todzuſchlagen, — o Unrecht über Unrecht! Himmelſchreiendes Unrecht! Wer ſich darüber nicht empört, der muß keinen Floh zu ſchätzen wiſſen, und noch keinem recht in der Nähe betrachtet haben.

Schon dem unbewaffneten Auge muß dieſe kleine flinke Geſtalt auffallen, wie rund und ſchlank zugleich, wie behend und gewandt, wie glänzend ihre Farbe, die ſelbſt der ſchöne Geſchmack ihr abgeborgt hat, wie niedlich das ganze kleine muntere Weſen, das immer hüpft und ſpringt!

Wer ihn nun erſt durch ein Vergrößerungsglas anſieht, der muß ihm ſeine Bewunderung ganz ſchenken; wie zart und gelenkig ſeine Beine, wie künſtlich gebaut ſein Saugerüſſel, wie klar und golden ſein Auge, wie klug ſeine ganze Phyſiognomie, wie ſanft geſpitzt zum berühren zarter Schönheit, ſeine Vorderbeinchen, wie kriſtallhell und durchſichtig ſeine Haut, wie Rubin glänzend, wenn er einen ſchönen Blutstropfen in ſich geſogen hat.

Ach, und das alles iſt doch nur immer der äußere Bau! Was auch das Vergrößerungsglas nicht ſehen kann, iſt das kleine Herz, das in ihm ſchlägt, und das ſo voll Zärtlichkeit für die Schönen, und ſo voll heiterer fröhliger Laune iſt; und wol mehr als alles zu bewundern, und das größte, unbegreiflichſte Kunſtwerk der Allmacht, iſt die Springfeder, oder die Springmuskel, mit welchem dieſes kleine Thier ſich ſo weit durch die Lüfte fortſchnellen kann, und nach Verhältniß ſeiner Größe, Gemſen und Eichkätzchen im Springen noch weit übertrift; dieſe wunderbare Schnellfeder, die uns, wenn wir ſie hätten, nach Verhältniß gegen den kleinen Floh, gewiß eine Meile weit mit einem Sprunge zurücklegen laſſen würde; und dann alle die feinen Blutgefäße, alle die übrigen, zu den thieriſchen Verrichtungen gehörigen kleinen Glieder und Gefäße, zur Hervorbringung ihres Gleichen, zur Verdauung, zur Abſonderung der Lebensſäfte, zur Läuterung und Verwandlung des ſchweren Menſchenbluts, in das

luftleichte Flohblut — ſieh, dieſes ganze kleine Wunderwerk im Geiſte, und dieſes kleine Maſchienenwerk mit ſeinem ganzen kunſtvollen Getriebe, ſeinen Adern, Faſern, Muskeln, Nerven, Füßen, Augen, (vielleicht auch Ohren) Springfedern, mit einer Fingerumdrehung zu zernichten, das ganze ſchöne Kunſtwerk mit einem Wink zu zerſchmettern, mit einem — o ich mags nicht weiter denken, was unter ſo einem tödtenden Nagel alles auf einmal vernichtet wird!

Wer dies recht überdenkt, der muß zurückſchauern vor dieſem grauſamen Todtſchlag, und wünſchen, daß es jedem Floh gelingen mag, durchs Garn zu gehen, und vor dem grauſamen Menſchen zu fliehen.

Es wird ein unbarmherzig Gericht über die ſchönen Todtſchlägerinnen ergehn, wenn ſich einſt die Flöhe in Maſſe aufmachen, und gegen ihre Mörderinnen zu Felde ziehen ſollten.

XVI.

Nachgedanken über ein Futteral.

Ich kann ſo ein Ding wie du biſt, nicht erblicken, ohne an mein eignes großes Futteral zu denken, worin mein Geiſt ſteckt. Es kommt mir dies große

Futteral ſtets wie ein lebendiger Einſetze-Sarg vor, der, wenn wir todt ſind, dann erſt in ſeinen ordentlichen Sarg eingeſetzt wird.

Wenn ich mein Futteral ſo recht betrachte, ſo denk' ich, du biſt nach gerade auch des lieben Gottes alter Verſtandskaſten, an dem der Leim, mit welchem er über und über zuſammengeleimt iſt, ſtets losläßt, und den ich alle Tage wenigſtens dreimal, Morgens, Mittags und Abends, durch Speiſe und Trank zuſammenleimen muß, wenn er nicht zuſammenfallen ſoll.

Es hat mich oft ſchon gewundert, daß der thieriſche und menſchliche Körper ſo gar keine Erhaltungs- und Beſtehungskraft in ſich ſelbſt hat, und daß wir ihm ſtets etwas zu verzehren geben müſſen, wenn er beſtehen ſoll. Das Leben kommt mir daher oft wie ein Feuer vor, in das wir von Zeit zu Zeit brennbare Materien werfen müſſen, an denen es zehren und ſich nähren kann; nur mit dem Unterſchiede, daß wir in unſer Feuer ſtets Waſſer, Brod, (und wie die Nahrungsmittel, die nöthigen und die unnöthigen, von der Kartoffel bis zur Ananas, vom Bier bis zum Ungerwein hinauf, alle heißen) werfen. Wo das Feuer gar nichts mehr zu zehren hat, da gehts ganz aus, und wird zu Aſche. So wirds meinem armen Futterale und allen armen und reichen Verſtandskaſten auch gehn. Ich habe oft ſchon im Stillen gefragt, warum der große Futteralmacher Himmels und der Erden, ſei-

nen Futteralen nicht gleich ſo einen Leim mitgege-
ben hat, der ſo lange hielte, als ſie leben ſoll-
ten, daß man nicht immer nöthig hätte nachzubei-
ſen und auszubeſſern. Denn alles unſer Eſſen
und Trinken beſſert nur immer unſern Körper ein
wenig aus, daß er einige Stunden wieder länger
leben kann; wenn die vorbei ſind, dann muß er
wieder ſo etwas zu ſich nehmen, was ihn zuſam-
menhält. Es iſt ein ſonderbares Ding um uns
arme, gebrechliche Geiſtes-Futteräle.

Nun werd' ich erſt darin klug, warum Moſes
in ſeiner Erzählung von Erſchaffung der Welt, die
erſten beiden Menſchen gleich als ein paar große
Menſchen auf die Welt kommen läßt, die, da ſie
zum erſtenmale die Empfindung des Hungers und
Durſtes hatten, aus einem gewiſſen Inſtinkt nach
den Früchten, die um ſie herum wuchſen, ihre Hände
ausſtreckten, und mit ihrem Genuß dieſe unange-
nehme Empfindung ſtillten. Hätt' er die beiden
erſten Menſchen, wie ein paar kleine, ohnmächtige
Kinder, etwa aus der Erde oder aus einem Baum
wachſen, oder aus irgend einem Ei kriechen laſſen,
ſo wären nie Menſchen zum Vorſchein gekommen,
denn dieſe kleinen Futteräle wären nach den erſten
Stunden geſtorben, weil ſie ſich nicht behelfen, und
gar nicht darauf fallen konnten, auch gar keine
Kraft dazu hatten, ſich etwas in den Mund zu
ſtopfen, es hinunterzuſchlucken, um leben zu blei-
ben; ſo hätte die kleine menſchliche Natur nie auf-

kommen können, es müßten ſich denn wohlthätige Thiere gefunden haben, die ihnen ihr Futter in den Mund geleitet hätten, oder die große Weltnatur, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, müßte ſie durch die Luft, durch den Regen, oder auf eine andere Art ernährt haben.

Darum werden auch, bis ans Ende der Welt, die Menſchen alle täglich etwas Mundleim brauchen, um ihr Futteral zuſammenzuhalten, das heißt, ſie werden alle Tage bis an der Welt Ende etwas in den Mund ſtecken, zerbeißen und hinunterſchlucken, um immer wieder ein paar Tage leben zu können.

Wie oft wirſt du, mein liebes Futteral, dich noch ändern, bekleiden und bekleben müſſen, eh' du in das letzte, den Sarg, gelegt wirſt!

Ich mögte denn wohl wiſſen, aus wie viel Lagen, die alle, eine über der andern, geleimt ſind, ſo ein Menſchenfutteral beſtehn mag. Es kommt mir in meiner Grübelei über mich oft vor, als wenn es mit den Menſchen ſo eine Bewandniß, wie mit den ſogenannten Vexirbriefen habe, wo immer einer in dem andern liegt, und deren jeder auf den inwendigſten, als auf den wahren Kern und Mark hinzeigt, oder wie mit einer Nürnberger Schachtel, die, nachdem man ſie von einer Menge Schachteln, wo eine in der andern ſteckt, entkleidet hat, inwendig einen kleinen Engel zeigt, der auf einem Zitterdrathe ſchwebt, und ſich ſchaukelt.

So tief inwendig mag denn auch wohl bei uns der kleine gute oder böse Engel oder Geiſt ſitzen, und ſein Weſen treiben; ob er auch an ſo eine Art von Drath befeſtigt iſt, der ihn nicht eher aus dem Körper herausläßt, als bis der Körper ganz zerfällt, darüber mögen andere grübeln, die es nicht begreifen können, wie ein Geiſt, der doch bekanntlich durch verſchloſſene Thüren dringen ſoll, nicht aus dem ſchwachen, hie und da im Leim loslaſſenden Futteral echappirt, und das Weite, Freie ſucht.

Je ſtärker und dicker manche Menſchenfutterale ſind, je mehr ſie es ihre einzige Sorge ſeyn laſſen, ſich nur immer mit fetten Speiſen und köſtlichen Getränken zuſammen zu leimen, und mit einer Lage nach der andern ſich zu überziehen, deſto winziger und kleiner iſt gewöhnlich tief inwendig ihr kleiner Geiſt, deſto mehr iſt er eingeengt; da hat er ſo wenig Kraft und Feuer, und iſt ſo weit zurück, daß man ihn kaum ein wenig aus den Augen hervorſchimmern ſieht; bei manchen ſcheint er gar nicht mehr hervor.

Wo der Geiſt recht lebhaft und hell brennt, und ſich ſeine Kräfte und Empfindungen ſtets beſchäftigen, da giebts ſelten einen dicken Bauch; in der dicken Luft kann ein Licht nie recht hell ſcheinen.

XVII.

Nachgedanken über das große Thier in uns, das die Welt regiert, als ein Anhang zum Futterale.

Mächtiges, großes Thier in uns, das ſtets wiederkäuet, und etwas zu verzehren haben will, allgewaltiger Vielfraß, grauſames Ungeheuer, das die Menſchen verzehrt, wenn ſie ſeine Begierden nicht ſtillen, das oft ſchon Haus und Hof verſchlang, großmächtigſter, höchſtgebietender Magen, du biſt der Gegenſtand dieſer Betrachtung.

Ja du kommſt mir ſo ganz wie ein Thier vor, das ſtets etwas zwiſchen den Zähnen haben und verſchlucken will, und wenn es nichts erhält, gnurrt, bellt, ſich auflehnt, und den Menſchen aufreibt.

Deine Begierde nach Eſſen und Trinken iſt ſo ſtark, als die Begierde des Tigers nach Blut, deine Begierde iſt noch raſender, du ſtirbſt vor lauter Appetit, wenn dir dein Wille nicht geſchieht.

Du verheerſt die Erde mit ihren Früchten, verzehrſt ganze Thiergeſchlechte, hohlſt Nahrung aus der Höhe und aus der Tiefe, Luft und Meer ſind dir unterthan, und müſſen dir ihre Gaben bringen.

Du ſtifteteſt ſchon Krieg und Blutvergießen, warfſt ganze Welttheile in Sclaverei und Ketten, weil du ihnen ihren reicheren und fetteren Fraß gleichſam nicht gönnteſt, oder weil du nicht genug um dich herum fandeſt, und zur Stillung deiner Begierden, die Erde um dich her oft zu arm iſt.

Du biſt das große Thier, das die Welt regiert! Durch dich hält ſie bloß zuſammen! Du gebieteſt und verlangſt Opfer, und Millionen Hände arbeiten; wer nicht will, den peitſcheſt du dazu, Millionen Köpfe denken und erfinden, du machſt alle Stände! Durch deine Befehle wird der Niedere dem Höheren unterthan, auf deinen Befehl dient einer dem andern, lenkt und regiert einer den andern. Herren und Unterthanen entſtanden durch dich und deine Gewalt, durch deine Begierden und durch deine Habſucht.

Du beherrſcheſt ſelbſt das Geiſterreich! Nur wenn du und deine Begierden geſtillt ſind, iſt der Geiſt wirkſam und kräftig.

Dein Reich beſteht, ſo lange die Welt währt! Deinen Thron kann keine größere Macht umſtoßen! Du haſt die höchſte und größte Macht.

Du tyranniſirſt die Menſchen; du tödteſt ſie, wenn ſie dir nicht geben. Gieb, oder ſtirb! iſt dein ſtrenges Gebot, und alles läuft und arbeitet, und müdet ſich vom Morgen bis an den Abend ab, um deine ſtrengen Forderungen zu befriedigen, und dankt Gott, wenn er dich zur Ruhe gebracht hat.

Millionen

Millionen richten bloß darum ihre Hände im Gebet zum Himmel, daß er ihnen nur immer so viel schenken solle, als sie zur Befriedigung dieses in ihnen wohnenden Thieres haben müssen / das sie selbst zu verzehren droht, wenn sie ihm nicht geben. Millionen arbeiten Tag und Nacht, um das, was du bedarfst anzuschaffen.

Tausende streckteſt du schon dahin, weil sie dir nicht geben konnten, furchtbarer Tyrann!

So furchtbar du aber auch biſt, so haben die Menschen dich doch lieb, und halten dich werther als ihr liebstes Schooßhündchen. Nur mit dir und deinem Leben besteht ihr Leben, das wissen sie, und darum thun sie alles, um dich stets bei gutem Appetite zu erhalten, halten dir Wagen und Pferde, Aerzte und Arzneien, damit dein Gebiß immer recht scharf bleibt. Auch empfinden sie ein gewisses Vergnügen dabei, wenn sie dich füttern; eben darum thut mancher nichts lieber, als dir Speise vorlegen, um sich mit deiner Fütterung zu vergnügen; so trug dir mancher schon Haus und Hof in schönen und großen Schüſſeln auf, und schüttete ganze Fässer voll köstlichen Weines in dich hinein, und mancher hatte dich sogar so lieb, daß er, um mit dir zugleich zu sterben, sich mit dir zu Tode aß und trank.

Du kannſt es den Beherrschenden am besten lehren, wie ers machen muß, daß man seinen Befehlen streng und gern gehorcht. Du zeigſt ihm,

daß er dahin ſein Bemühen richten müſſe, das Wohl des Gehorchenden mit ſeinem eignen Wohle ſtahe in Verbindung zu bringen, und von einander unzertrennlich zu machen, daß der Gehorchende aus Liebe zu ſich ſelbſt und zu ſeinem eignen Wohle, den Willen des Befehlenden thut, und mit der Befolgung des höheren Willens, ſein wahres Glück verbunden ſieht.

So groß und mächtig dein Reich aber auch iſt, ſo iſt es doch nur von dieſer Welt; denn dort oben wirds nichts zu eſſen und zu trinken geben, und der erhabne Geiſt wird nicht mehr bei dem thieriſchen Körper leben, und von ihm in vielen Hinſichten abhängen dürfen.

Hier hat das Thier in uns, und der Körper die Oberherrſchaft, und der Geiſt iſt nur untergeordneter Mitregent; dort wird der Geiſt die Oberherrſchaft haben, und der wird keinen Körper, und kein Verhältniß leiden, was nur für Körper iſt. Wie das aber ſeyn wird, das hat kein Auge geſehn, und kein Ohr gehört, und das iſt in keines Menſchen Herz gekommen, wie ſichs von ſelbſt verſteht; denn Aug und Ohr ſind körperlich, und das menſchliche Herz denkt ſich Alles was es ſich davon träumt und denkt, auch immer nur menſchlich, weil unſer Geiſt noch immer im Körper und in der Welt iſt, und mit dem großen zottigen Thiere in uns zuſammen wohnt.

XVIII.

Nachgedanken über eine Waſſerſuppe.

Wenn ich dich anſehe, liebe Waſſerſuppe, da fallen mir immer die rothen Backen ein, und eine Menge rothbäckigter Geſichter, gehn meinem Geiſte vorüber, und grüßen mich freundlich und zufrieden. Ach, wer mit dir zufrieden ſeyn kann, der hat leicht rothe Backen.

Wer ſo recht mit gutem Appetite daran geht, ſich den Geſchmack nicht verdorben, und vorher brav ausgearbeitet hat, dem ſchmeckt ſie ſo gut als einem andern ſeine Weinſuppe, und ſie hat Kraft und Geſchmack und giebt gutes Gedeihen. In meiner Kindheit und Jugend klang mir nichts ſchöner, als die Redensart: Salz und Brod giebt Backenroth. Auf jedem Geſichte armer arbeitſamer Leute ſah ich ſie beſtätigt; darum aß ich oft, wenn ich auch etwas beſſeres haben konnte, in der Stille Salz und Brod, um recht rothe Backen zu haben. Auch du, liebe Waſſerſuppe, ſo verächtlich du auch bei den Reichen biſt, giebſt rothe Backen; denn Salz und Brod iſt dein Gewürz, und friſches, klares Waſſer, giebt friſches klares Blut.

Du ſiehſt mir ſo zufrieden aus, liebe Waſſerſuppe, und ich habe dich oft ſchon mit ſtiller Rührung angeſehen, wenn ſo ein ganzer großer Kreis von Vater, Mutter und Kindern um dich herum ſaßen, ſichs bei dir wohlſchmecken ließen, und nicht daran dachten, das es Leute in der Welt gäbe, die etwas beſſeres hätten, uhd eine Waſſerſuppe verachteten. Und alle ſahen ſie vergnügt, und ſo munter und rothbäckigt aus, daß ich mich ſchon oft, wenn ich auch völlig ſatt war, zu ihnen ſetzte, und mit gereiztem Appetit mitaß.

So biſt du, liebe Waſſerſuppe, recht das Bild guter, lieber, einfacher Menſchen, die nicht ſo künſtlich im Umgange, und ſo zuſammengeſetzten Charakters ſind, ſondern mit reinem guten Herzen, und wie die reine zwangloſe Natur, vor uns ſtehen, und uns durch die einfache Kraft ihrer Rede vergnügen und zum Guten ſtärken.

Du weißt es ja wohl, liebe Waſſerſuppe, daß es gar viele feine, künſtlich zuſammengeſetzte Suppen giebt, in denen man nicht klug werden kann, was ſie eigentlich ſind, wonach ſie ſchmecken, und aus was für Theilen ſie beſtehn, die ſich künſtlich färben und mit vielerlei Gewürzen aus fernen Welttheilen vermiſchen, um den Geſchmack zu reizen.

Liebe arme Waſſerſuppe, du beneideſt dieſe reichen Suppen nicht; du haſt dieſer künſtlichen Anreizungsmittel nicht nöthig, du erhältſt deinen Reiz durch den friſchen, von Arbeit geſchärften Appetit, mit dem

man zu dir kommt. Man weiß gleich, woran man mit dir iſt, was man von dir zu erwarten hat, man kennt deine einfache Nahrung, und weiß wie gut ſie bekommt, wie rein und geſund das Blut, und wie unverdorben der Magen dabei bleibt.

Sei mir gegrüßt, lieber, guter, einfacher Menſch, der eine einfache, gute Waſſerſuppe iſt, und jenen reichen, übergewürzten und gekünſtelten Suppen nicht gleicht, die den Geſchmack durch ihre gar zu vielen Reize verderben und abſtumpfen, und nur denen ſchmecken, die nicht mehr ſo viel reinen Geſchmack haben, die einfache Kraft einer Waſſerſuppe ſchmekken zu können, deren Charakter ſo bunt und zuſammengeſetzt, als ihr Geſchmack iſt.

Du, liebe Waſſerſuppe, machſt wenig Umſtände, du biſt bald fertig gemacht. Was man zu dir braucht, hat man bei der Hand, und darf es nicht erſt mit vielem Kummer und Sorgen, wie und wo man alles hernehmen ſoll, erringen. Du biſt arm und bedarfſt der vielen und theuren Diener zur Begleitung nicht, hinter dir geht oft nur Salz und Brod her, und macht ſo zufrieden wie du.

Hinter den reichen Suppen müſſen noch immer einige Gerichte hergehn, die oft viel koſten, und oft mehrere Tage nachher noch Grimmen verurſachen, weil ſie von Unruhe, Sorge und Verlegenheit nicht ſelten begleitet werden.

Du guter, lieber, einfacher Menſch, machſt auch nur wenig Umſtände; du verlangſt nicht viel, und

biſt bei wenigem zufrieden und vergnügt. Du machſt das Leben nicht ſchwer, du haſt nur wenig Bedürfniſſe, und die ſind bald geſtillt; darum biſt du vor tauſend Sorgen und Verlegenheiten bewahrt, in welche Ueppigkeit ſtürzt. Mit dir iſt man überall bald fertig, dich hat man bald zufrieden geſtellt, deine ſtillen, kleinen Wünſche ſind bald erfüllt, — o du biſt wohl recht die gute einfache Mahlzeit des Lebens, die keine großen Vorbereitungen, keine theuren Zuthaten erfordert, und um deſto mehr ſtärkt und erquickt; nimm mich an deinen Tiſch, ich will gern dein Gaſt ſeyn, und mit Freuden die reichen Gerichte vergeſſen.

Waſſer, Salz und Brod, o es iſt genug für den, der zufrieden iſt; Nahrung, Reinheit, Würze, geſundes Gedeihen, hört ſich ſchon aus der bloßen Benennung hervor; o wohl dem, der damit zufrieden ſeyn kann, und in dem frohen Kreiſe, dem's um ihn her dabei wohl ſchmeckt, den Geber alles Guten mit frohem Herzen preiſen kann.

Ich kann nicht dafür, daß mir die armen Leute, die dabei froh ſind, und an das Beſſere kaum denken, ſo groß und ehrenwerth vorkommen.

Du lieber, guter, einfacher Menſch, biſt mir ja auch immer ſo ehrenwerth geweſen; du biſt voll innerer, reiner Kraft, ohne verkünſtelten Schmuck; und Alles an dir iſt wie dein Inneres, einfach und rein. Du blähſt dich nicht, aber du haſt wahren innern Werth.

Aber mir fällt ein, wie sehr ich hier von der gemeinen Redensart, nach welcher man gewisse Leute Wassersuppen nennt, abweiche. Man sagt gewöhnlich von den dürren, magern, blassen Menschen: sie sehen aus wie eine Wassersuppe.

Entsetzliche Beschimpfung für dich, du gute, schlecht und rechte Wassersuppe, voll reiner, innerer Kraft! Welch eine unwahre Vergleichung! Bei dir sind die Menschen rund, und roth, und gesund; denn bei dir sind der Sorgen nicht viel. Dein Brod nährt — denn was ist nahrhafter als Brod! — Dein Wasser giebt reines Blut, dein Salz würzt und reizt den Appetit! Du machst keinen tauben falschen Dunst, du nährst nicht zu schnell, darum setzest du kein schwammigtes, sondern reines, dichtes Fleisch an! Du blähest nicht auf, du liegst nicht schwer im Magen, bei dir bleibt Körper und Geist gleich gesund.

Ich habe die armen, arbeitsamen Leute, die dich essen, wenn's sonst in ihrem Innern ruhig war, und böses Gewissen, oder Neid und Tücke nicht in ihnen wohnte, und die Gesundheit aufzehrte, noch immer bei rothen Backen, und bei fröhlichem gutem Muthe gesehen.

Vergieb mir, liebe Wassersuppe, diese kleine Lobrede! Du siehst so bescheiden aus, und läßest dich nicht gern ins Angesicht loben; darum hat man eben von den guten lieben Menschen, die so bescheiden vor sich hinsehen, und nicht mit stolzer Miene ihr Lob

gleichsam abfordern, oft gesagt: sie sähen aus wie Wassersuppen.

Wenn das so ist, lieber Gott, dann laß mich immer wie eine Wassersuppe aussehen bis an mein Ende.

XIX.

Nachgedanken über eine taube Nuß.

Gegenstand des tiefsten Mitleidens, taube Nuß, dir sind diese Augenblicke stiller Betrachtung geweiht. Von außen so glatt und fest, und inwendig ohne Kraft und Mark und Saft, ohne Keim sich fortzupflanzen, wie herzlich bemitleid' ich dich! Was will denn aber die lächelnde Miene auf meinem Gesichte? Ich kann nicht dafür, es geht einem bei manchen Dingen so in der Welt, daß man, indem man sie bemitleidet, sich zugleich des Lachens nicht erwehren kann, welches von den vielen Nebenvorstellungen, die uns dabei vor die Seele kommen, herrührt. Man setzt gewöhnlich am Schlusse, wenn man ein wenig darüber gelacht hat, hinzu: im Ernst, es ist nicht damit zu spaßen.

Das wird ein jeder in seinem Leben schon erfahren haben. Aber ich will mirs doch bewußt werden,

traum ſo ein kleines Lächeln mir übers Geſicht fuhr, und was mir denn bei der Vorſtellung einer tauben Nuß, nebenbei eingefallen iſt.

Dacht' ichs nicht? Der Herr Schulmeiſter, mein kreuzbraver Nachbar iſt daran Schuld.

Ich erinnere mich, daß wir einmal mit einander über Feld gingen. Der Herr Schulmeiſter freute ſich, daß meine Kinder ſo geſund wären, und knackte eine Haſelnuß nach der andern auf, deren er immer eine Menge bei ſich führte, weil ſie ſeine Lieblings-Näſcherei waren. Es wird mich ſtets ärgern, daß ich keine Kinder habe, ſprach er; aber ich bin nicht daran Schuld!

Das können ſie nicht ſicher wiſſen, meint' ich.

Ei, erwiederte er, und zeigte mir eine Nuß, die nicht vom Wurme geſtochen war, und ſehr feſt und geſund ausſahe, hier ſieht ſichs gleich, daß die Nuß einen guten Kern haben muß.

Das iſt nicht immer ganz ſicher, meint' ich.

Lieber Herr Verwalter! So gewiß in dieſer Nuß ein geſunder Kern iſt, ſo gewiß iſt die Schuld nicht an mir.

Er biß die Nuß auf, und — ſie war taub.

Da konnt' ich mich denn doch des Lachens nicht enthalten, und der arme Schulmeiſter dauerte mich bei dem Spaße: alles Blut trieb ihm zu Geſicht. Mit der Nuß ſchlug der Beweis fehl, ſprach ich, und konnte mir kaum das Lachen verbeißen. Zum

Troſt ſagt' ich ihm: Nein! nein! An ihnen liegt auch die Schuld nicht.

Herr Verwalter, ſag' er das meiner Frau. Ihm wird ſie's glauben: er iſt ein Mann, zu dem ſie viel Vertrauen hat; ſag' er es ihr, hört ers, ich bitte gar ſehr, damit ſie mich nicht mehr ſo ſehr quält; ſag' ers ihr, er ſoll eine ganze Schlackwurſt haben, ich hab' eine herrliche im Rauch hangen.

Ich danke, danke.

Ich pflege ſo doppelt zu danken, wenn ich eine Sache nicht haben will.

Und von dieſem Jahre geſchlachtet, hört er, ſie iſt wie ein Arm dick.

Das geſteh ich, (das heißt: der Mann ſoll ſeine Wurſt noch weiter leben, damit ich mich unterdeß beſinne, was ich ſagen will; ſo machens viel kluge Leute auch es iſt eben ſo ein Ding, als wenn der Herr Paſtor zwiſchen der Predigt haſtet, und die Hand vor dem Mund hält; ein Bocksſtreich iſt's, wenn der verlohrne Faden ſich nicht wieder finden will, und der weiße Tuch aus der Taſche auch heraus muß, die Naſe einmal übers andere geſchneben wird, und der Gedanke noch nicht da iſt, bis den Zuhörern ganz ſchwarz vor den Augen, und zu Muthe wird, als ſollten ſie aus der Kirche laufen.

Der Herr Schulmeiſter ſchlug mir auf die Schulter mit der flachen Hand, und ſprach: da

kommt meine Frau her, ſag es doch gleich, daß es an mir nicht liegt.

Ei nein! das geht nicht, das nimmt ſie übel.

Thu er mir den Gefallen, ich will ihm meine Ochſenzunge auch geben.

Ganz recht, Herr Schulmeiſter, mit einer Ochſenzunge ließe ſich das wohl thun.

Nun, er ſoll ſie haben.

Nein! Nein! Herr Schulmeiſter, wir verſtehen uns nicht.

Die drollige Scene, die dies Geſpräch und die taube Nuß veranlaßte, hab' ich ſchon einmal einem guten Freunde mitgetheilt, der ſie, glaub' ich, gar hat drucken laſſen; da ich nicht weiß, wo ſie ſteht, ſo will ich ſie hier als einen Appendix zur tauben Nuß mittheilen.

Die Frau Schulmeiſterin kam auf die letzten Worte den Weg daher, und der Herr Schulmeiſter ging ihr entgegen und ſprach: ſiehſt du wohl, der Herr Verwalter Kauz ſagts auch, daß ich nicht daran Schuld bin.

Ich wollte etwas dagegen einwenden; aber die Frau Schulmeiſterin klopfte ſich den Sand aus den Schuhen, und fragte ſchnell, weven geſprochen würde?

Worüber wir immer Zank haben, daß du keine Kinder bekommſt.

Die Frau Schulmeiſterin, ein ganz Theil geſcheiter als ihr Mann, ward im ganzen Geſichte

über und über roth, und meinte: mit fremden Leuten müsse man darüber nicht sprechen.

Ich wußte nicht, wie ich mich schnell genug entschuldigen wollte, und sah auf meine Hände, die mir noch einmal so groß vorkamen, und rieb sie, wie ein Krämer, der im Laden steht und nichts verkauft.

Bei der Gelegenheit bemerkt' ich, daß die Frau einen schrecklichen Seitenblick gab, der so aussahe, als wenn sies ihm schon zu Hause behalten wolle.

Ich war froh, daß ich in der Haut des armen Schulmeisters mich nicht befand; sie mochte ihm wohl so übergrieseln, als wenn einen friert, und man von einem sagt: er habe Gänsehaut.

Ich sah noch immer auf meine Hände, und blickte nur so von unten herauf nach dem todtschlagenden Blick der Frau Schulmeisterin, und nach dem kopfhängenden Herrn Schulmeister, und seufzte: Gott sei dir Sünder gnädig!

Der Herr Schulmeister verstand meinen Seufzer gar wohl, und rückte oder schaufelte vielmehr mit seinen beiden Füssen mir immer ein wenig näher; denn die Bewegung war so unmerklich, daß er nach fünf schrecklichen Minuten, dicht an meinem Arme stand, und mich mit den Augen bat, alles gut zu machen.

Der Blick hätte Steine erweichen können. Der hat sich etwas schönes eingebrockt, dacht' ich, und war froh, daß ich nicht mitessen durfte.

Aber da löſete ſich die Herzensangſt des Herrn Schulmeiſters auf einmal; denn ſein Gevatter aus Freiſeld kam dort den Weg her, und der bleibt immer eine Nacht bei ihnen und erzählt ihnen etwas.

Wer war froher, als er, daß er der ſchrecklichen Epiſtel aus dem Wege ging! Wer unwilliger als ſie, daß ſie ihm nicht gleich tüchtig den Text leſen konnte!

Da ging's an ein: Gott grüße — wie gehts Herr Gevatter, — und dies alles ſo herzlich und liebreich durch einander, daß ich mich von der Seite wegwenden, und in des Herrn Paſtors Garten hineinſchlüpfen konnte.

Da ſtand ich denn hinterm Zaune und ſahe, daß der Gevatter aus Freiſeld noch einen Weg nach dem Amte zu thun hatte, und daß der Herr Schulmeiſter ſich den Angſtſchweiß von der Stirne wiſchte, und vor Angſt in alle Taſchen fuhr, ſeine Tobacksdoſe zu ſuchen, die er ſteif und feſt in der Hand hielt, und aus einer in die andere legte, um ſelbe Taſchen zu unterſuchen.

Fürwahr, da that's mir recht leid um ſeine arme Seele, und ich wünſchte, daß die Frau Schulmeiſterin lieber zwei Kinder auf einmal bekommen könnte, und der Schulmeiſter ſo fruchtbar als ein Stöhr werden mögte.

Und jetzt bließ die Frau Schulmeiſterin ſich ſchrecklich auf, und ſchlug mit der Hand vor die

Bruſt, und er rang die Hände und ſah ſich ſtets um, ob denn niemand zu Hülfe käme, und ſuchte ſoviel nach mir.; Sie ſetzte beide Arme in die Seite, trat mit dem Fuß hart auf die Erde, zappelte vor ihm mit Händen und Füſſen, daß er ein paarmal mit dem Arm nach ſeinem Munde fuhr, als hätt' er einen Schlag auszupariren.

Mir wars ſelbſt um den armen einfältigen Tropf angſt und bange, da ich das ſahe. Hören konnte ich noch nichts, ſie waren noch zu weit ab. Der Weg führte ſie aber dicht an meinem Zaune vorbei; ich bückte mich alſo nieder und horchte.

Es war das erſte und letztemal, daß ich horchte; denn den Horchern ſollte man Naſe und Ohren abſchneiden, oder Naſen und Ohren zwiſchen der Thüre klemmen, daß ſie pfiffen.

Da hört' ich denn folgendes:

Wie kann er ſich unterſtehen mit dem rupfigen Verwalter darüber zu ſprechen!

Nota bene! der ſoll ich ſeyn; denn ich trage mein eigen Haar, und laß es natürlich, doch wohl durchgekämmt, fliegen, und das ſieht rupfig aus, gegen eine ſolche Perücke, wie der Herr Schulmeiſter eine hat, die mit Talch und Mehl ordentlich friſiret iſt. Man merkt auch wohl, daß es jetzt eben über meine Ohren hergeht, und daß man ſie mir ſchon abzuſchneiden anfängt; ſchadet nicht, das iſt fürs Horchen.

Der Herr Schulmeiſter antwortet: Er fing ja davon an, ich werde doch nicht davon ſprechen.

Darauf erwiederte die Frau Schulmeiſterinn hitzig: was! der — ! Der gibt mir Schuld, den ſoll ja — — der, der bekümmert ſich um mich, der ſollte ſich nur bei ſeiner eignen Naſe nehmen

Ich ſetze dies nur darum hieher, damit man ſehn ſoll, wie es über die arme Naſe des Horchenden hergeht. Nun hilft nichts, nun muß ich bleiben, wenn ich mich rühre, merken ſies, daß ich gehorcht habe; wenn ſie nur ſchon vorbei und weit weg wären, daß ich nichts mehr hörte — ich erſchrecke, da plagt ſie der Henker und ſie bleiben grade vor mir ſtehn: nun muß ich ſo ſtill ſeyn, daß ich kaum athmen darf.

Es iſt ein grimmiges Spektakel: die Schulmeiſterin iſt ein wahrer Satan. Sie ſetzt ihm die Fauſt unter die Naſe, ach ihm mögten die Augen übergehn; freilich, eine Priſe Braſilien (ſein Lieblingstoback) iſt beſſer.

Morgen im Tage laß ich mich von dir ſcheiden!

Aber Mütterchen, ich kann ja nicht dafür.

Wer denn? Ich bin doch wohl ganz anders wie du.

Der Verwalter ſagt doch ſelbſt, daß ich nicht Schuld bin, und der hat viel davon geleſen.

Deinem Herrn Verwalter will ich die Ohren morgen —

Das letzte Wort ſag' ich nicht, lieber Leſer, meine Ohren thun mir ſchon weh, es geht tüchtig drüber her. Ich hatte ſchon Willens mir mit beiden Zeigefingern die Ohren zu verſtopfen, aber ich will den ſehn, der das kann: ich wollt's doch nun gern bis zu Ende hören.

Nicht einen Tag bleib ich mehr bei dir!

Dies ſpricht die Frau Schulmeiſterin, lieber Leſer, wir wollen's nicht mit einander verwechſeln.

Wir leben viel ruhiger, da wir keine Kinder haben.

Das ſpricht ein Narr, aber kein geſcheuter Mann!

Lieber Leſer! Was ſchmerzen mich meine Naſe und Ohren! ich ſelbſt war es, der dem Herrn Schulmeiſter dis zu Gemüthe geführt hatte.

Und ich will mit Gewalt Kinder haben.

Wenns nun Gottes Wille nicht iſt.

Wenn du nur dazu tangteſt.

Der Verwalter ſagt, es liegt nicht an mir.

Der ſitzt nicht in dir! du haſt deine Jugend nicht ordentlich angewandt.

Ach Gott! So ordentlich, daß es eine Luſt geweſen iſt.

(Lieber Leſer, ich war in Gefahr, laut aufzulachen.)

Alle meine Schweſtern haben Kinder, und ich muß ſo zur Schande kinderlos bleiben, da ſieht

man's ja, daß es an dir liegt; und, daß du es weißt, ich laſſe mich ſcheiden von dir!

Gott verzeih dirs! Weißt du denn nicht, es heißt in der Schrift: niemand ſoll uns ſcheiden als der Tod.

Nun genug, ich will nicht länger mehr ſo leben!

Und wenn die Kinder nun immer wieder ſtürben, liebe Frau. —

So werden neue gebohren! Aber nicht wahr? da wandelt ihn das Grauen an, er fühlt ſich zu ſchwach.

(Lieber Leſer! Man kann wohl von dem Herrn Schulmeiſter ſagen, daß er wie ein etwas ſchwächlicher Mann ausſieht.)

Laß es doch nur gut ſeyn, Mütterchen, wir können uns ja doch gut ſeyn. Wenn man nur Gott gefällig iſt.

Seiner Frau ſoll er gefallen, weiß er's, Gotteslohnpuppe!

Dem armen Schulmeiſter traten nunmehr die hellen Thränen ins Auge; er wünſchte lieber todt zu ſeyn, als die Vorwürfe immer zu hören; aber er will ſich vor dem ganzen Dorfe rächen, mag auch daraus entſtehn was da will, ſpricht er; ſein Endſchluß iſt gefaßt.

Ich erbebe! Was wird das für ein ſchrecklicher Endſchluß ſeyn! Wenn er ſich nur nicht ein Leid anthut, und ſich etwa gar in den Brunnen ſtürzt. Die Frau Schulmeiſterin machts auch gar zu toll

mit ihm; er iſt doch Mann, und den ſoll ſie wie ihren Herrn ehren, nach dem Ausdruck der Schrift; und er iſt noch dazu ein Diener Gottes und der Kirche; nein! das läßt er ſich nicht einen Tag mehr gefallen; er muß es nun durchſetzen, es gehe, wie es wolle, und um ſich in ſeiner ganzen Wuth zu zeigen, und ſich in Reſpekt zu ſetzen, ergriff er ſeine Perücke oder Atzel, (aber nicht ſo fein, als er ſie ſich immer aufzuſetzen pflegte, mit geſpitzten Fingern, wie man eine Prieſe nimmt), ſondern er griff mit der ganzen Hand wüthend in ſie hinein, und warf ſie ihr vor die Füſſe.

Dies erſchreckte und bezauberte die Frau Schulmeiſterin dermaaßen, daß ſie nicht ein Wort ſprechen konnte, ſie zitterte, und glaubte, ihr Mann bekäme einen Anfall von Raſerei. Etwas wirkſameres konnte nicht geſchehen. Sie war noch immer ganz ſtarr und ſtille; denn, man denke ſich, die Perücke, die noch das einzige iſt, was ihren Mann ziert, die ſie immer ſo ſchön akkommodirt, die ſie noch heute mit Mehl und Talg und Wachs angeſtrichen, und eingeſalbt hat, dieſe ſchöne Stutzperücke lag hier an der Erde, und wälzte ſich im Staube.

Und was ſprach der Schulmeiſter hiebei? — Alle Welt wird erſtaunen darob — er ſprach: nun will ich nicht mehr geiſtlich ſeyn, und will mir das erſte, beſte Mädchen halten, und mit ihr ein Kind zeugen, daß du's doch ſehen ſollſt! —

Da lachte die Frau Schulmeiſterin laut auf: alter Narr, beruhige dich, ſprach ſie, nahm die Atzel von der Erde, und ſetzte ſie dem ungeduldigen Kopfe ſo auf, daß das hinterſte vorn kam, der Herr Schulmeiſter die drolligſte Figur von der Welt machte, und ſo ſtark und ungeduldig den Kopf ſchüttelte, daß die Atzel zum zweitenmal in den Sand ſchoß, und in ſich zuſammenfiel.

Arme Atzel! Wer wird dich wieder in deine vorige Würde ſetzen! Der Herr Schulmeiſter waren ſo erboſt darüber, daß er ſie mit Füſſen trat. Da ſtieg aber der Unwille der Frau Schulmeiſterin aufs höchſte; eine Perücke mit Füſſen zu treten, dachte ſie, ergriff nun die abgeſtutzten Vorderhaare ihres Mannes, (ſie nannte ſie Borſten) und tauchte ihn, wie man's mit den Katzen zu machen pflegt, wenn ſie den Anſtand verletzt haben, beinahe bis auf die Perücke nieder, mit den Worten: Was! koſtet die Perücke kein Geld? eine Perücke ſo zu behandeln, das einzige, was du noch haſt, warum ich dich zum Manne habe; ohne Perücke biſt du ja gar nichts; das macht dich ja noch zum Manne.

Er ſchrie um Hülfe; aber keiner kam. Er ergriff alſo hier die beſte Parthie, er nahm Reißaus.

Ich richtete mich ſacht auf, und dachte: woran doch eine taube Nuß ſchuld werden kann.

Arme Männer, arme Weiber, die ſolche taube Nüſſe ſind, die keine Kraft in ſich haben, ſich fortzupflanzen; das erweckt viel Zank und Streit.

Am mehreſten müſſen die armen Weiber dabei leiden. Ich mag gar nicht daran denken, daß man euch dann verachten will, wenn ihr keine Kinder bekommt; als wenn ihr weiter keinen Werth hättet, und als wenn man ſich bloß und ganz allein zu dieſem Zwecke verheirathete.

Das wäre mir das letzte bei meinem guten Weibe; das muß nur Nebenzweck ſeyn, und ſo iſts bei uns. Ich habe an meinem lieben, guten Weibe, nicht bloß eine Kindergebährerin haben wollen, ich habe mir eine Freundin an ihr geſucht, und habe ſie gefunden, der ich mich in allem anvertrauen, der ich mich in Freud' und Leid mittheilen, die mich tröſten und aufmuntern kann, wenn ich leide, der ich, wenn ſie leidet, wieder Troſt ſchenke, der ich nach meinen Kräften wohlthue, die ich gern beglücken will, und die ſich eine Freude und eine Seeligkeit daraus macht, mir dies wieder ſo zu thun. So iſt ſie mir mein nächſter Freund, mein anderes Ich, das ich unendlich liebe; ſo ſorgt ſie für mein Wohl, wie ich für das ihrige ſorge; ſo bereitet ſie mir das labende Eſſen, und beſorgt und erhält mit weiſer Sparſamkeit, Ordnung und Klugheit die Wirthſchaft; ſo ſind wir froh, daß wir uns fanden, als ein paar ehrliche und gute Menſchen, die ſich einander auch nicht im Spaß etwas vorlügen könnten; ſo freuen ſich andere über uns, daß wir ſo einig ſind; ſo fühl' ich mich endlich glücklich, daß ich an ihr meinen einzigen treuen Freund habe, an den

ich mich zufrieden lehne, wenn ich sehe, wie's in der Welt stürmisch hergeht, wie keiner dem andern mehr traut, einer den andern anfeindet und verfolgt, und ich denke dann: o wie glücklich sind wir beide mit einander! wir betrügen uns einander nicht; so freu' ich mich ihres Besitzes, wenn ich die Züge ihres edlen Herzens sehe, und bin stolz auf sie. Sieh, lieber Leser, das geht alles erst vorher, ehe wir jenen Schritt nöthig haben, und ich schwör' es hier bei meiner Wahrheitsliebe, daß sie mir eben so liebenswürdig wäre, wenn sie mir auch keine Kinder schenkte; ich habe sie mir erwählt, weil es eine gute, liebe Seele ist, deren Umgang ich für mein sich so gern anschließendes Herz bedurfte.

Es ist auch, denk' ich, so eine gar große Glückseeligkeit nicht, Kinder zu haben! Es macht manche Mühe und Last, manche Sorge und Qual, die man nicht immer abwehren kann, wenn man auch groß und reich wäre.

So lieb ich auch Kinder habe, so sehr ich mich über ihr unschuldiges Wesen freuen kann, so sehr mich ihre muntern Einfälle ergötzen, so kann ich doch aufrichtig sagen, daß ich sie nicht so eifrig gewünscht habe, und wohl recht ruhig dabei gewesen wäre, wenn wir keine bekommen hätten. Wer sein Weib von Herzen schätzt und liebt, wird sie nicht gern der Todesgefahr aussetzen; und fast bei jeder Niederkunft ist Todesgefahr, weil so leicht etwas dabei versehen wird, oder die Natur selbst

etwas dabei verſieht. Ich dachte mir gleich damals, als wir uns verheiratheten, alle die Kränklichkeiten und unangenehmen Zufälle, die eine Mutter ſchon in ihrer Schwangerſchaft hat, die oft ſo läſtig ſind, daß ſie jeden frohen Lebensgenuß ſtöhren; und das wollt ich alles nicht gern; ich wollte mein gutes Weib gern immer froh und munter ſehen, und das, wußt ich, konnte ſie dann nicht immer ſeyn; ich ſah ihre Ruh', ihren Schlaf geſtöhrt, ſah ſie tauſend böſen Schickſalen unterworfen, und zitterte vor der Stunde der Geburt. Allen den Unruhen, dacht' ich, der Furcht, allen den bangen Ahndungen, allen den Schmerzen und Krankheiten entgehn wir, wenn wir keine Kinder bekommen; dann darf ich nicht zittern bei dem Gedanken an die dabei möglichen üblen Zufälle und an das Unglück, mein über alles geliebtes Weib mir vielleicht durch den Tod entriſſen zu ſehn. Wer will hier über mich lachen! Die zärtliche Liebe fürchtet immer, und dann wäre alles mein jetziges Glück, das Glück meiner häuslichen Stille und Zufriedenheit die ich allem übrigen Glücke vorziehe, geſtöhrt; und was wär' ich dann, der elendeſte unglücklichſte Menſch!

Das alles dacht' ich mir oft ſo, eh' ich mich verheirathete, und es war faſt mein Wunſch, daß mein Weib keine Kinder bekommen mögte; ich ſah' unſere Unabhängigkeit und Freiheit weniger dabei beſchränkt; ich ſah mein Weib munterer, geſunder, ſchöner dabei, ich ſah ſie länger jung, und von tau-

ſeud Ungemächlichkeiten, Sorgen, Schmerzen, Stöhrungen, und Unruhen frei bleiben.

So gefiel mir's; denn ich liebe ſie über alles, und mögte ihr gern jedes, auch das kleinſte Leiden erſparen, und ihr ſo viel Freude als möglich zuwenden; das iſt noch jetzt eben ſo mein innigſter und größter Wunſch, wie er damals, ehe wir uns verheiratheten, es war.

Oft hab' ich meine Seele bei dieſem Gedanken ſo recht beruhigt und beſeeligt; ich ſuchte nur dann aus der Vernunft alles auf, was meinen Wunſch, kinderlos zu bleiben, unterſtützte.

Ich dachte bald daran, daß man in dieſer Welt, wo kein dauerhaftes Glück, wo nur immer Trennung und Verwelken neben dem Erſcheinen und Aufblühen iſt, ſich ſo wenig als möglich attaſchiren müſſe, weil man ſich doch ſo leicht das wieder entriſſen ſehe, woran man ſich mit Liebe und Freude kettete, und man alſo ſeine Ruhe deſto öfter unterbrochen ſieht. Ich fühlte, daß ich meine Kinder über alles lieben, daß ich meine größte Freude in ihrer ſorgſamen Erziehung, Pflegung und Leitung finden würde; aber ich fühlte auch, daß ich bei der kleinſten Kränklichkeit, die ſie befiele, für ihr Leben zittern, und daß alle Freude, alles Glück, von mir und meinem lieben Weibe fliehen würde, wenn uns dann ſo ein geliebtes Kind abſtürbe.

Ach nein! ſetzt' ich dann hinzu, beſſer iſts, keine Kinder zu haben; dann hat man dies alles nicht zu

fürchten; lieber will ich nichts gewinnen, wenn ich es mir immer wieder entriſſen zu ſehn, fürchten ſoll; ich kann ja dabei des Lebens nicht wirklich froh werden, und wenn ich den Grundſätzen wahrer Lebensweisheit folgen will, ſo ſoll ich ja ſogar jedes Lebensglück ſo genießen, daß ich es alle Tage verlieren kann, das heißt: ich ſoll mir oft ſeinen Verluſt denken, um dann, wenn er mich triſt, nicht ganz unvorbereitet, und ohne Beſinnung und Troſt zu ſeyn.

Ich kämpfte dann wohl zuweilen mit dem Gedanken, wie ſchön es aber auch ſeyn müſſe, geſunde, gute Kinder zu haben, wie lieblich ihr Anblick, wie ergötzend ihr Frohſinn, wie belehrend ihr guter, lieber Kindesſinn, dieſer Engelſinn der Unſchuld ſeyn müſſe; wie Vater und Mutter ſich in ihnen verjüngen ſehn, welch einen höheren Beruf dadurch die Mutter erhält, welche ſittliche Schönheiten da den ſie liebenden Mann ergötzen müſſen, wie Mutterſinn und Mutterſorge, Mutterzärtlichkeit und Muttertreue, Mutterwachſamkeit und Mutterpflege, Mutterfreude und Mutterliebe, den entzückendſten Anblick verſchafft, und den Kreis der Freude für ſich und ihren Mann vergrößert; aber ich dachte auch bald nachher an das mögliche Unglück, das wir mit ihnen haben, an die möglichen Leiden, die wir an ihnen erleben, an die ſauren Sorgen, die ſie uns machen könnten, ich dachte an alle die Mühſale und Kränklichkeiten, durch welche

die Kinder erſt hindurch müſſen, ehe ſie zu den Jahren einer einigermaaßen feſten Geſundheit gelangen; ich dachte an Krankheit und Tod, und mein Wunſch, keine Kinder zu haben, war mir immer ein lieber und werther Wunſch.

Meinem lieben Reiße vermocht' ich ihn freilich wohl nicht ganz ſo werth und lieb zu machen; ich ſah es an ihrer Miene, daß ſie dennoch wohl gern ein paar Kinder hätte; aber ich war denn doch ſo weit mit ihr, daß ſie ſich nicht unglücklich fühlen würde, wenn ſie keine bekäme.

Mütter fühlen immer eine ganz eigene Seeligkeit bei dem Gedanken, Kinder zu haben, ihrer zu pflegen, und ſie an ihrem Buſen zu ſehn; und wenn man ihnen die Leiden, die ſie dabei treffen könnten, noch ſo ſchrecklich vermahlt, ſie ſchauern kaum davor zuſammen; denn der Gedanke an ein liebes, ſchönes, unſchuldiges Kind, läßt jene Vorſtellungen kaum zum Bewußtſeyn kommen; die Ungemächlichkeiten der Schwangerſchaft werden geduldig ertragen, und oft dankbar belächelt, bei dem Gedanken, daß ſie ihnen das unter ihrem Herzen ſchlummernde Kind macht; die Schmerzen der ſchwerſten Niederkunft ſind vergeſſen, wenn ſie den neugebohrnen, kleinen, holden Engel vor ſich ſehn.

Ich halte dafür, wir Männer können dies gar nicht ſo recht nachfühlen; im Mutterherzen müſſen unausſprechliche Gefühle ſeyn. Da muß die Schöpfung die unbegreifliche Liebe hingelegt haben, die

gern Schmerzen duldet, aus Liebe für ihr Kind gern die Nächte ſchlaflos hinbringt, gern alle Beſchwerden überſteht, und über der Freude ihres Anblicks, alle Mühe, alle Leiden vergißt. Ja, es iſt wahr: in dem Mutterbilde ſieht ſich die Gottheit wieder.

Wenn dem ſo iſt, ſo ſieht man denn wohl, daß die Männer ſich leichter tröſten mögen, wenn ſie nicht Väter werden, als Gattinnen, wenn ihnen das Glück des Mutterwerdens verſagt iſt.

Ich will's daher dem lieben Leſer nicht verheelen, daß während ich mit meinem lieben Weibe alle jene Gründe abhandelte: warum es ſo gut wäre, daß wir keine Kinder bekämen, ſie mich ſtill anlächelte, und in guten Gottes Namen fleißig an dem kleinen Hemde fortnähete, was ihr Kleines künftig tragen ſollte.

Es hat auch alles das Schnacken nichts geholfen, wir haben nun mehr als eins, und wir möchten keins verliehren, weil jedes Gottes Segen mitgebracht hat, und uns herzlich erfreut. Wir würden vor der Zeit finſter und alt, wenn uns die unſchuldige Freude der Kleinen, ihre Spiele und muntern Einfälle nicht ſtets zerſtreuten und uns zur Freude aufriefen; die kleinen Menſchen bringen erſt Mannigfaltigkeit in den kleinen häuslichen Kreis, der ohne ſie zu einförmig werden würde, weil er nicht ſo viel Gegenſtände und Ermunterungen zur Freude hätte.

Um alles in der Welt mögt' ich auch nun nicht, daß wir keine Kinder hätten! Um alles in der Welt mögt' ich die Freude, die ſie uns machen, nicht dahin geben! Ohne Kinder, hat man gar nicht dieſe ſteten Gelegenheiten ſich zu freuen; ihr Anblick, ihre Einfälle, ihre Spiele, ihre Entwickelungen rufen immer zur Freude auf; da ſitzen denn Vater und Mutter und ſehen ſie an, und machen ſich einer den andern auf ſie aufmerkſam, und finden täglich neue, und mehrere Veranlaſſungen zur Freude über ſie, werden in dieſer kleinen, frohen Geſellſchaft, ſelbſt wieder jung und froh, und, o des herrlichen Lobſpruches! werden ſelbſt wieder zu Kindern mit ihnen, das heißt: ſie nehmen den guten, einfachen Kindesſinn an. Und was für ſchöne, ſanfte Tugenden laſſen ſich an Kindern ausüben! Zärtliche, uneigennützige Fürſorge, Geduld, Sanftmuth, Duldſamkeit, edle Wohlthätigkeit, Theilnahme, alle ihr ſchönen, ſanften Menſchentugenden, findet hier euren ſchönen Würkungskreis. Und wie leicht wird man ſelbſt gut, und beſſer, als man war, im Umgange mit Kindern; man will ſie ſo gern künftig glücklich ſehn, und man iſt ſo fleißiger, arbeitſamer, häuslicher, ſparſamer, man lernt Behutſamkeit, Vorſicht, man hütet ſich mehr, Böſes zu thun, um Kinder durch ſein Beiſpiel nicht zu verderben.

Wer keine Kinder hat, der hält ſich gern zu Hunden, Katzen, Vögeln und dergleichen, um etwas zu haben, womit er tändeln und ſpielen kann;

aber was ſind doch alle dieſe Geſchöpfe gegen ein munteres Kind! Wie viel tauſendmal drolliger und zur Freude aufmunternder wird ein Kind, durch ſeine Verſtandes-Anlagen, durch ſeine Unſchuld und Liebe, durch täglich merklichere Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte; wie viel tauſendmal mehr Freuden macht ſo ein kleiner Menſch, als ein Thier, das ſo unendlich weit an Schönheit hinter ihm zurück ſteht, das nicht lachen und nicht ſprechen lernt.

Darum denk' ich auch immer, daß diejenigen wohl wahre taube Nüſſe ſeyn müſſen, die das nicht fühlen, und die wohl gar ihre kleinen Thiere in Gedanken den kleinen Menſchen, die ſie nicht erzeugen konnten, vorziehen. Bei dieſen möcht' es denn wohl wahr ſeyn, was jener Dichter zu uneingeſchränkt ſagt:

Wer keine Menſchen zeugen kann,
Der kann auch keine lieben.

Wenn dem ſo wäre, lieber Gott, dann ſind dieſe tauben Nüſſe ſehr zur Laſt, und man müßte im Ernſt wünſchen, daß ſolche auf der Welt gar nicht wären. Aber, Gottlob, das iſt nur bei wenigen ſo! Viele gute, liebe Eheleute, wovon einer oder der andere, was nicht immer genau beſtimmt werden kann, eine taube Nuß iſt, haben die Kinder herzlich lieb, und kennen keinen ſehnlicheren Wunſch, als welche zu haben; eben darum machen ſie ſich oft das Leben mit gegenſeitigen Vorwürfen ſchwer. Das ſollen ſie aber auch nicht thun; ſie

mögen wohl ſagen oder, bei ſich denken: ſchade, daß einer von uns eine taube Nuß iſt, aber ſich darum nicht verachten, und nicht liebles begegnen, weil, bei den vielen Freuden welche Kinder machen, jener Satz doch auch wahr bleibt: wer ſich Kinder wünſcht, wünſcht ſich Leiden.

Wie man aber muthwillig darauf ausgehn kann, ſich zur tauben Nuß zu machen, das iſt mir gar nicht recht begreiflich. Und davon ſingt man doch hie und da Lieder.

Man hört von Kaſtraten, die zur tauben Nuß gemacht werden, damit ſie feiner krähen und ſingen können.

Man hört von alten Jungfern, von alten, haſsgeſtolzen Junggeſellen, die mit Gewalt nicht heirathen wollen, und alſo taube Nüſſe bis an ihr Ende bleiben, und von denen ſelbſt der große, mächtige Nußknacker mit ſeinen knöchernen Rieſenkinnbacken, der Tod, wenn er ſeine Zähne anſetzt, ſagt: ſie gefallen mir nicht.

XX.

Nachgedanken über eine Schlafmütze.

Hocherhabne Schlafmütze! Mit Recht gebührt dir dieſer Name! Du ſetzeſt dich den Menſchenkindern aufs Haupt, und wächſt ihnen über den Kopf hin, aus! Du biſt das höchſte, was den Menſchen bekleidet, denn du bedeckſt ſein Haupt, das edelſte und vielbedeutendſte Stück des Körpers, dem alle Glieder unterthan ſind, und das mit Recht ihr Oberhaupt iſt.

Wie ehrwürdig biſt du mir in dieſer Hinſicht! Wie manchen großen Kopf, der Licht über die ganze Welt brachte, haſt du ſchon bedeckt! Was für große, weitumfaſſende, weltbeherrſchende Ideen ſind ſchon in dir ſchlafen gegangen, und haben unter deinen Flügeln geſchlummert! Was für erhabene Pläne ſind unter dir aufgekeimt!

An und für dich ſelbſt biſt du zwar nichts als eine Schlafmütze, aber darüber gräme dich nicht! Du findeſt viele deines gleichen unter den Menſchen, die an und für ſich nichts ſind, und nur eine Art von Anſehn erhalten, durch das, woran ſie ſich hängen, und was ihnen einen kleinen, faulen Dienſt vergönnt.

Da bin ich denn freilich ſehr zufrieden mit mir, daß ich auf meines Herren Kopf keine Schlafmütze bin, die ihm einen faulen Dienſt thut; lieber ein Hut, der vor Sonne und Regen ſchirmt.

Aber man thut dir doch zu viel, hocherhabene Schlafmütze, man erkennt hin und wieder deinen Werth gar nicht! Wer kann es leugnen, daß oft große Köpfe unter dir ſtecken, daß viele geſcheute Männer, die früh Morgens unter deinem Schirm arbeiten, groſſe Dinge hervorgebracht haben! Und doch vergleicht man dich ſo ſchimpflich mit den ſchläfrigen, nachläßigen Menſchen, denen es an Muth und Kraft ſich aufzurichten fehlt, mit den ſchwächlichen, die nirgends Wiederſtand leiſten können, mit den ſaumſeeligen, die nichts durchſetzen, nie durchgreifen, hinter ihrer Sache nicht her ſind, mit den verzärtelten Weichlingen, die ohne Feuer und Lebenskraft ſchleichen, mit den Menſchen ohne Theilnahme und Thatkraft.

Das iſt arg! Dich ſo zu beſchimpfen! Du ſollteſt nicht beſſer ſeyn als dieſe Menſchen, du gute, ehrliche Hauptbedeckung, du treue Schlafmütze?

So können nur deine Feinde ſprechen, deren du überall haſt, die über dich herziehen, und dich doch auf ihren Köpfen ſitzen laſſen Du hängſt ſo ſanft und ſchön auf dem Kopfe, biſt ſo weich und nachgebend, ſo bequem und einſchmeichelnd und ſtandhaft, daß du manchem Tag und Nacht auf dem

Kopfe ſitzen bleibeſt, und Schweiß und Mühe mit ihm theilſt.

Es iſt nicht halb recht, daß man dich mit den ſchläfrigen Menſchen, beſonders mit denen Männern vergleicht, die, wider den Willen ihrer üppigen Weiber, die Nacht zum Schlaf anwenden, und gar nicht mit ihnen wachen wollen, und mit denen, die ſich etwas darauf zu Gute thun, daß ſie unter dem Pantoffel ſtehen. Wie haſt du nun wohl mit dieſen die geringſte Aehnlichkeit, du hocherhabne Schlafmütze!

Und wenn man die Aerzte und großen Gelehrten, die dich freilich ſelbſt, weils ſo Mode iſt, geduldig über die Ohren ziehen, über dich ſprechen hört, dann wird einem ſchwarz vor den Augen, wenn man an dich denkt.

Kopfumhüllung, Geiſtumhüllung! ſagen ſie, und beweiſen es deutlich, wie, bei verhinderter Ausdünſtung, (welches vorzüglich bei Schlafmützen der Fall iſt) der Kopf am freien Denken gehindert werde, zumal wenn die Schlafmützen ſich etwa gar mit Puder und Pomade fleißig genährt haben; wie Schlafmützen, Kopfſchmerzen, böſe Träume u. ſ. w. machen. Wenn nicht faſt alle dieſe Herren ſelbſt eine Schlafmütze trügen, (und diejenigen gerade die größten und dickſten, die am mehrſten dagegen eifern), ſo müßte einem bange werden, wenn man ſo eine Schlafmütze anſähe.

Warum man alles, was an dem Menſchen träg' und faul und kraftlos iſt, mit euch vergleichen will, das ſeh ich nicht ein. Von den faulen Menſchen, die den alten Schlendrian lieben, und nicht Luſt haben mit der Welt fortzugehn, das heißt: nicht Luſt haben fleißig zu ſeyn, von denen iſts wohl wahr genug, daß ſie oft ſchon das freiere Denken verhinderten; zumal, wenn ſie am großen Staatskörper oben auf waren, und alle Glieder einer ſolchen, wie es dort heißt, oberſten Schlafmütze, folgſam ſeyn mußten.

Man verkennt dich ganz, ehrenfeſte, liebe, getreue Schlafmütze, wenn man dich mit ſolchen vergleichen, oder dich boshaft genug einen Scheffel, unter welchen das Licht geſtellt wird, nennen will.

Wie kannſt du denn etwas anders ſeyn, als du biſt! Du dienſt dem Schlaf und der Ruhe, und dies allein thun viele dicke Menſchen auch! Was will man denn von dir! Du verlangſt nichts weiter, als eine Schlafmütze zu ſeyn! Du biſt beſcheiden, und kleinlaut, und liebſt das Getöſe der Welt nicht, ziehſt dich gern in die Stille zurück; ſieh, welche große Aehnlichkeit du hier mit den weiſen, großen Männern haſt, die es wie du machen, und ſich vom Geräuſche der Welt entfernen.

Als Schlafmütze kannſt du keine Sturmhaube ſeyn! Mit Sturmhauben läßt es ſich nicht gut ruhen. Man hat alſo Unrecht, wenn man dich in

deinem Namen beſchimpft, und den lächerlich machen will.

Die Menſchen wiſſen oft ſelbſt nicht, was ſie wollen. Sie haben dich oft ſchon mit Menſchen verglichen, deren angedichtete Aehnlichkeit mit dir, nichts weniger als dich beſchimpfen kann, wie es doch eigentlich ihre Abſicht war. Sie waren oft die guten, weiſen, ruhigen Menſchen, die ihre Leidenſchaften zu beſiegen wiſſen, die nicht überall durchgreifen wollen, weil ſie es für unnütz finden, die vernünftig nachgeben, wo Widerſtreben größeres Unheil ſtiften würde, die lieber ein kleines Unrecht über ſich ergehn laſſen, um den Feind nicht noch mehr aufzubringen; die ſich aus Grundſätzen des Edelmuths nicht rächen, nicht wieder Böſes vergelten und verfolgen; die nicht gegen den Strohm ſchwimmen, und alles wild und roh durchfechten wollen; die nicht wie Prahler ihre Stimme erheben, und ſich geltend machen; die nicht über alles in Bewunderung und Entzücken ausbrechen, weil ſie unbefangener ſehen; die nicht das, was ihnen recht und billig geſchieht, als eine ihnen erwieſene Gnade ausposaunen, die nicht über jede Kleinigkeit ſich kindiſch freuen, und viel Worte machen können; alle dieſe ruhigeren, beſſeren, gebildeteren und weiſeren Menſchen, nennen ſie Schlafmützen.

Ich bitte dich, lieber Gott, daß du mich ſolche Schlafmütze ſeyn läſſeſt!

XXI.

Nachgedanken über einen alten deutſchen Degenknopf.

Sieh da! Treffen wir uns zuſammen, du guter, alter, deutſcher Degenknopf? Es iſt mir ein recht ehrwürdiger Anblick, wenn ich einen alten, braven Krieger ſehe, der ſo ſchlecht und recht vor ſich hingeht! Ja, ſo ein alter, braver Krieger iſt wohl recht wie ein alter, deutſcher Degenknopf. Von alter Façon, aber immer noch blank und rein, und ordentlich, wie er's gewohnt iſt Im Schlachtgetümmel oft beſtäubt und warm geworden; nun ruhig und kalt wie ein alter Mann, rein und glatt, wie der Friede, und ſpiegelblank wie die Ordnung!

Wenn ich da meinen Nachbar, den alten Tobias Redlich anſehe, da dreht ſich immer das Herz vor unbeſchreiblicher Rührung in mir um; das iſt ſo ein recht alter, deutſcher Degenknopf; ein Mann ſo recht nach der alten Welt, das heißt, nach dem Herzen Gottes, ohne Falſch, ohne Umſtände, immer gerade heraus wie ers meint, und grade durch bei Jedermann, froh, und voll inniger, heißer, Vaterlandsliebe bei ſeinem hölzernen Beine; das, denk' ich, heißt alles! O ich möchte dich, ſo oft ich

dich ſehe, in deinen eisgrauen Schnurbart hineinküſſen, du alter, braver Mann!

Sein Vaterland, und fürs Vaterland Gutes thun, iſt ſein liebſter Gedanke, davon unterhält er ſich mit den Nachbarn am liebſten. Doch ihr ſollt ihn ſelbſt ſprechen hören! Er hat ſeine Gedanken darüber von Zeit zu Zeit aufgezeichnet, und ſie ſeinem alten Gevattersmann im Invalidenhauſe mit brüderlicher Liebe zugeeignet. Er fängt ſo an:

Lieber, alter Gevattersmann!

„Er mags wohl nicht gleich wiſſen, warum ich ſeinen Namen hieher ſetze, und wenn ich Ihm ſagte, daß ich Ihm eine Ehre damit anthun wollte, ſo hätt' ich Ihn belogen; denn daran dacht' ich nicht, als ich dies ſchrieb. Ich will es Ihm ſagen: an Ihn denken und dieſe Schrift anfangen, war eins. Sieht Er, wenn ich an Vaterlandsliebe denke, dann fällt Er alter, ehrwürdiger Mann, mit den beiden hölzernen Beinen mir immer ein, dann ſeh ich Ihn immer vor mir, wie Ihm die Freudenthränen in den grauen Augenwimpern zittern, wenn Er vom lieben Vaterlande ſpricht, und wie er ſtolz darauf iſt, und den Hut darüber verkehrt und aus dem Geſichte zurückſetzt; dann bin ich Ihm ſo in der Seele gut, daß ich Ihn laut nenne. Leſ' Er dieſe paar Blätter mir zu Gefallen einmal durch. Seine Billigkeitsliebe, ſollte nach meinem Willen, die Seele, ſeine Vaterlandsliebe das Herz darinnen ſeyn: ich

gebe mir Mühe, wie Er ſieht, über die eine Krücke die ich trage, eben ſo, wie Er über ſeine zwei hölzernen Beine zu denken, ſehe ſie als meine Freude und mein Ehrenzeichen an, und laſſe ſie nicht beſchimpfen; denn es iſt uns ſauer geworden, und die Thränen kommen uns doch vor Freuden in die Augen, wenn wir an das Vaterland, und an ſeinen alten Ruhm denken. Hinterlaſſe Er mir, lieber, alter Mann, wenn Er ſtirbt, Seinen Segen, und Sein Geiſt ruhe auf jedem Sohne des Vaterlandes, und mache ihn ſo redlich und treu als Er iſt."

O du lieber Tobias Redlich! wenn ich das von dir leſe, dann iſt mirs, als wenn ich doch lange nicht ſo gut wäre, wie du! Und du kommſt mir wie ein großer, ehrenwerther Menſch vor, wenn ich bedenke, daß dich dein dahingegebenes Bein nicht reut, daß du es dem Vaterlande als kein großes Opfer anrechneſt, und daß du faſt gar nicht darüber klagſt, daß dich das Vaterland nicht in einen belohnenden Ruheſtand ſetzt. Wie kümmerlich du dich nähren mußt!

Als der neue Landesherr zur Regierung kam, und gleich mit Recht und Gerechtigkeit ſeine Regierung anfing, da wars, als wenn der alte Mann plötzlich wieder jung würde; er machte die ſauren und langen Wege nach der Stadt, die ihm bei ſeiner Krücke dreimal ſo ſauer und lang wurden, und ſchrieb die Neuigkeit auf, um ſie für eine kleine Vergütung den Landleuten der benachbarten Ort-

ſchaften, aus dem regen, vaterlandsliebenden Herzen mitzutheilen.

Es iſt rührend, wie er das erſte Blatt anfängt. Er ſagt:

„Lieber ein paar Worte vorher, als nachher, wenn's nicht mehr zu ändern iſt. Der hinkende Bote, geſcheiter Leſer, iſt ein alter, drolliger Mann, der jedes Ding mit ſeinen zwei geſunden, unbefangnen Augen, und ohne Modebrille anſieht, und nicht überall wie ein Papagei nachplappert. War da einmal ein Buch, das hieß der Wansbecker Bote, das hatten alle Leute lieb, weil es ſo ehrbar ſeinen Gang vor ſich hin ging, und die alte deutſche Ehrlichkeit ihm vor der Stirn geſchrieben ſtand; wird alſo der hinkende Bote mit ſeinem alten ehrlichen Geſichte, und mit ſeinem biedern Händedruck nicht ganz unwillkommen ſeyn, und ihr werdet euch von ſeinem lahmen Beine nicht ſo gar ſehr erſchrecken laſſen; denn das lahme Bein hat er ſich mit Ehren erworben, und wie ers kriegte, hat er ſich herzhaft darauf geſchlagen, und zu ihm geſagt: du biſt mein Orden pour le mérite! Und ſo freut er ſich auch noch darüber, und pflegt's noch ſo zu nennen. Soll euch dieſes Blatt, ein rechtes Blatt der Vaterlandsliebe werden; will euch mit einem guten Beiſpiele darin redlich vorangehn, und mein lahmgeſchoſſenes Bein ſagt das Amen hiezu doch wohl lauter und kräftiger, als wenn hundert Stimmen ein Vaterlandslied abſchreien, und nichts fürs Va-

terland thun! Kann mir nicht helfen, es iſt wahr! Unſer eins mag ſich auch wohl einmal über ſich ſelbſt freuen, es iſt das einzige, was man gutes und ſchönes auf der Welt hat, und was man mit in die Erde nimmt. Will mich immer beſtreben, es euch recht ans Herz zu ſprechen, wenn ich euch zur Vaterlandstreue und Liebe ermahnen werde, und euch dann durch manches aus der Seele geſungene Vaterlandslied anfeuern. Wenns euch dann mit ſich fortreißt, und ihr ſtimmt mit ein, ſo will ich mich freuen, als ob ich eine recht gute That gethan hätte, und will vor Freude mit meinem lahmen Bein' herumſpringen, und den Kalender vergeſſen, den ich daran habe, wenn ſich das Wetter ändert. Aber daß ihrs nicht vergeßt, Kinder, wir müſſen auch was fürs Vaterland thun, und nicht bloß das Lied dafür ſingen, das hab' ich vorhin ſchon geſagt. Wenn's uns dann nach einem ſolchen Geſange, ſo wohl zu Muthe iſt, und wir ſo recht einmüthig und froh um den Tiſch herum ſitzen, dann wollen wir zuſammenlegen, und armen Menſchen etwas ſchicken, und wollen uns nicht alles allein gut ſchmecken laſſen; denn, das können wir nur glauben, die armen Leute würden's an uns auch ſo thun, wenn ſie's hätten."

Wer ſich des alten Tobias Redlich noch immer mehr freuen will, der ſehe nun, wie ruhig und gelaſſen er über andere urtheilt. Er ſagt auf einem andern Blatte:

„Dem hinkenden Boten träumte die vergan-
„gene Nacht, wie er mit ſeinem Ränzel auf dem
„Rücken, im nächſten Dorf im Wirthshauſe
„ankömmt, wo die andern Boten um den Tiſch
„ſitzen und lachen, da er in die Stube tritt, und
„ihre Hüte nicht abnehmen, da er freundſchaft-
„lich grüßt, und den Hut tief vor ihnen abnimmt;
„denn das hat man umſonſt, und iſt auch recht
„daß mans thut. Das ärgerte mich beinahe,
„denn ich bin kein böſer Menſch, der des Danks
„nicht werth wäre, und es iſt meine Schuld
„nicht, daß ich hinke. Ich faſſe mich aber und
„ſpreche ganz ruhig zu ihnen:“

Wer hinkte, Kinder, ſollt' ich meinen,
Der ginge auf der Füße einem
Nicht grade ſo wie auf dem andern,
Sonſt könnt' er ohne Hinken wandern.

Die andern Boten (ſprechen, lachend.)

Ja, das verſteht ſich, närriſcher Mann!
Sein lahmer Witz ſoll leben!

(Sie trinken hiebei ihr Gläschen aus.)

Drauf ſprach ich:

Kein Spott! Mein lahmes Füßlein kann
Euch eine Lehre geben:

Lauft nicht ſo vorſchnell, und bedenkt
Das Sprüchlein: Eil' mit Weile!
Das werde, ſo Gott Segen ſchenkt,
Ich thun an meinem Theile.

Mit mancher Nachricht hinterher
Und etwas ſpäte kommen;
Wie, wenn ſie dadurch reifer wär'?
Das würde, denk' ich, frommen.

Ich nehme nun wieder meinen Hut ab, und ſpreche: ich grüß' euch, lieben Brüder! aber ſie lachen laut auf, und danken mir nicht. Da ſprech' ich ärgerlich, denn ich hab' auch rothes Blut:

Nehmt den Hut ab!

Die Boten.

Vor wem?

Ich.

Vor mir, und wenn ihr wollt, vor meinem hinkenden Fuße:

Sie ſahen ſich einander groß an. Ich hatte Unrecht, daß ich ärgerlich wurde; ein geſcheiter Mann ſoll ſich zu faſſen wiſſen: das war kein kluges Stück vom grauen Haar. Ich faßte mich ſchnell, und ſprach mit ſachter Stimme: Laßt mich meine Wege gehn, ſo wie ich euch die eurigen auch ruhig gehn laſſe; wir haben alle noch Platz auf dem breiten Fahrwege.

Die Boten.

Er hätte immer können zu Hauſe bleiben.

Ich.

Glaubt das nicht, ihr Herren! Es wäre geſchehn, wenn's hätte geſchehn ſollen. Aber dort oben ſtand es anders geſchrieben, ich ſollte nun ſchon

einmal hinken, und guten, lieben Leuten, die ſich der Schande ſchämen, eines alten Mannes zu ſpotten, meine Blättchen ins Haus bringen.

Die Boten.

Nun thu er, was er nicht laſſen kann! Es wird ſein eigner Schade ſeyn; er wird immer zu ſpät kommen, und nichts abſetzen.

Ich.

Dafür ſorg't mein lahmes Bein, damit iſt's eine herrliche Sache. Wenn das eine, nehmlich das geſunde Bein, ſchnell fort, und oben hinaus will, ſo ſagt das andere: Nein! du ſollſt nicht! und hält es im Zügel. Seht, meine Herren, mit ſo einem Zügel iſts eine herrliche Sache an einem. Man muß es wohl laſſen, über Gräben und Hecken zu ſetzen; aber dafür läuft man auch nicht Gefahr, Hals und Beine zu brechen. Erklärt euch das, wie ichs meinen mag Könnt mirs auf mein ehrlich Wort glauben, daß ich ſchon manchmal tief meinen Hut vor meinem lahmen Beine abgenommen, und dem braven Soldaten, der mirs lahm geſchoſſen hat, es in die Erde hinein gedankt habe. Das Bein hat mich vorſichtig gehen gelehrt, und meine Naſe iſt dabei heil worden. Lacht mich nur derb aus! Es kann Rath werden, daß ich länger hinke als ihr lauft, und daß ich erſt recht anfange, wenn ihr außer Athem ſeid.

Wer langſam geht, hält länger aus,
Damit ihr Herren geht zu Hauſ'!

Bitt' euch noch ſchließlich, ihr Herren Boten, daß ihr mich mit euren Zungen und Federn nicht todtſchlagen wollet: denn ſeht, ich bleibe nur immer in der unterſten Etage, und kann nicht hoch bis in die Dachſtube hinaufklettern, ihr könnt alſo weit mehr abſetzen als ich.

Will wünſchen, daß es nur ein Traum ſei, und bleibe:"

O du guter, alter Tobias Redlich! das wird ein jeder, der ſo einen alten, rechtlichen Mann, wie du biſt, zu ſchätzen weiß, dir gönnen. Laß du dich nur immer den alten, deutſchen Degenknopf nennen, und ſei mein Freund, wie ich der deine bin, und laß mich dich bitten, wie du deinen alten Gevattersmann im Invalidenhauſe herzlich bateſt: hinterlaß mir, du lieber, alter Mann, wenn du ſtirbſt, deinen Segen, und dein Geiſt ruhe auf jedem Sohne des Vaterlandes, und mache ihn ſo redlich und treu, als du biſt.

XXII.

Nachgedanken über eine Kraftſuppe nach dem Tode.

Allerdurchlauchtigſte, großmächtigſte, hoch- und hochwohlgebohrne, wohlgebohrne, hoch- und wohledle Kraftſuppe, die dem, der ſie haben ſoll, erſt nach ſeinem Tode gekocht wird, dich will ich hier einige Augenblicke betrachten.

Warum ich dich ſo großmächtig titulire? als wenn du nicht das leibhafte Bild aller der großmächtigen Verſprechen und Vertröſtungen wäreſt, deren Erfüllung ſo lange ausbleibt, daß die armen Menſchen darüber vor lauter Hoffnung dahinſterben.

Ach ihr armen, kranken, unglücklichen Menſchen! ihr müßt euch nur gar zu oft durch dieſe vorgeſpiegelten Kraftſuppen, die ihr, ſo lange ihr lebt, nicht zu eſſen bekommt, abſpeiſen laſſen; ihr werdet ſo lange auf die Zukunft hingewieſen, bis ihr nicht mehr ſeid, oder bis ihr das nicht mehr genießen könnt, was man euch ſo lange vorenthält.

So mancher bekommt erſt ſein Brod, wenn er's nicht mehr beißen kann; ſo mancher erhält erſt ein

Glück, wenn er nicht mehr fähig iſt es zu ſchätzen und zu ſchmecken. Das ſind denn wohl rechte Kraftſuppen, die einem erſt nach dem Tode gekocht werden.

So manche Eltern haben ihr Kind, durch gewaltſame Verweigerung des geliebten Gegenſtandes, ohne den ſie nicht leben konnten, und durch grauſame Behandlung zu Tode gemartert; ſo mancher rohe Menſch hat ſeine Gattin lieblos behandelt, ſie vor aller Welt geſchmähet, um ſie nur bald zu Tode zu quälen; — aber alles das muß ein honettes Begräbniß wieder gut machen; da muß nichts geſpart werden, es iſt die letzte Ehre, die man einem anthun kann.

Ach dieſe erbärmliche Ehre! das heißt wohl recht, jemanden verhungern laſſen, und ihm nach dem Tode eine Kraftſuppe zur Erholung vorſetzen. Wie mancher glaubt mit dieſer letzten Ehre alles wieder gut und bei der Welt vergeſſen zu machen, was er dem Geſtorbenem im Leben Böſes that.

Ich will euch darum, ihr lieben Mitmenſchen, auf keine Weinſuppe nach dem Tode vertröſten, ſondern euch Gutes gönnen und nach meinen Kräften Gutes thun, ſo lange ihr lebt. Wo Hülfe Noth iſt, da will ich ſie leiſten, ſo ſehr ich kann, und lieber jetzt gleich ein Stück Brod mit dem Dürftigen theilen, als ihn auf die Zukunft verweiſen, wo meine Hülfe zu ſpät käme.

XXIII.

Nachgedanken über eine Hinterthür.

Ich ſehe dich immer mit beſonderer Freude an, du liebe kleine Hinterthür, wenn ich vorn in mein Hüttchen hereintrete, und dich mir gegenüber mit deinen Bäumen, dem fruchtbaren Erntefelde, und dem blauen Himmel hinter dir, an dem du wie gemahlt ſtehſt, erblicke. Dorthin gehts ins Freie hinaus, dorthin ſind die Schattenbäume zum Ausruhen. Dein kleiner Garten, den du für dich und die Deinen bau'ſt, das und noch mehr, was ich nicht immer weiß, fälle mir bei dem Anblick auf die Hinterthür ein.

Wohl, wohl dem Menſchen, der ſolch eine Hinterthür hat, hinter welcher der freie offene Himmel, das ſchöne freie Feld, der Schattenbaum zum Ausruhen, und der kleine, eigne Platz Erde iſt, auf dem man ſein Brod ſich ſelbſt bauen und ſich ſelbſt allein dienen kann, wenn man andern mit ſeinem ſauren Schweiß, auf Undank nicht mehr zu dienen Luſt hat.

Wie viel biſt du mir werth, kleine Hinterthür! Wenn mirs im Dorfe zu eng wird, geh ich gleich zu

dir hinaus ins weite Feld, und unters weite Blau des Himmels, wo meine Bruſt freier athmet. Wenn mich des Tages Laſt zu heiß gemacht hat, ſo eröffne ich dich, und gehe mit Weib und Kindern zum Ruhen unterm Schattenbaum. Wenn mir's vor der Thür zu laut und geräuſchvoll iſt, ſo zieh ich mich durch dich in die Einſamkeit zurück. Wenn mir vor der Thür meiner Hütte, bei dem Anblick der Ackergeräthe, und bei dem Anſpannen an Egge und Pflug einfällt: das menſchliche Leben iſt nichts als Mühe und Arbeit, und mirs bei dem Gedanken zuweilen eng ums Herz wird, und der Schweiß ſaurer und häufiger herabfällt, ſo geh ich zur Hinterthür hinaus, und ſiehe, da iſt der fruchtbare Acker, die große und weite Erndte, für Schweiß und Mühe reichlicher Gotteslohn; und wenn ich das ſo ein paar Augenblicke betrachtet habe, dann geh ich geſtärkter an meine Arbeit. Wenn mir mein Alter einfällt, und mirs ſo wird, als ob ich nicht lange mehr meiner Brodherrſchaft würde dienen können, weil ich ſtumpf und ſteif und langſam nach gerade werde, ſo denk ich, tröſtlich an dich, du liebe Hinterthür, zu der ich dann nur hinausgehn darf, um für mein Weib und meine Kinder ganz allein zu arbeiten, und ihnen gemächlich, und wie es meine Kräfte leiden wollen, das Brod zu ſchaffen, ohne Dränger und Treiber; wo ich dann mein eigner Herr und mein eigner Diener in einer Perſon bin. Gottlob! daß ich dich habe, du liebe Hinterthür! und daß ich durch dich in mein Eigues

und ins Freie hinausgehen kann, wenn mirs die Menſchen zu bunt machen und eine Laſt auflegen wollen, die ich nicht tragen kann; hinter dir liegt mein Brod und Zubrod, meine Ruhe und meine Freiheit. Gottlob, daß ich dich habe!

Mancher denkt, es iſt etwas leichtes, daß man ſich ſo eine Hinterthür anſchafft: ſo ein Loch, wovor eine Thür geſetzt wird, macht der Zimmermann leicht. Nein! Nein! wers nicht weiß, mag mirs glauben, es iſt nicht ſo leicht, ſeine eigne, und eine gute, rechtſchaffene Hinterthür zu haben, aus der man ins Freie, in die Ruhe und in die Erndte hinausgehn kann.

Eine rechtſchaffene Hinterthür, ſagte ich, denn leider giebts hie und da recht unehrliche, mit Betrug aufgebaute; ich denke hier an die böſen Hinterthüren bei Verſprechungen, durch die ſich mancher hindurchzieht, ohne ſein Wort zu halten, an die auf Schrauben geſetzten Kontrakte, Friedensſchlüſſe u. ſ. w. die man hier und da ſo einrichtet, daß man ſie nicht nöthig hat zu halten; an die ſchlechten Hinterthüren bei Prozeſſen, durch welche der Betrug recht öffentlich und in förmlicher Prozeſſion hindurchzieht; dergleichen Hinterthüren ſind ſchlechte Schlupfwinkel, und oft nichts als der Eingang zu Diebshölen. Davor bewahre ſich jeder rechtſchaffene Mann!

Zur rechtſchaffenen Hinterthür gehört manchen ſaure Schweißtropfen, manch ſchweres Stück vollendeter

vollendeter Arbeit, manche Verſagung, und eine anhaltende Sparſamkeit. Nur dadurch hab' ich mir die kleine digne Hütte, in die ich mich zurückziehe, wenns draußen ſtürmt, den eignen Fleck Garten, mein Kornfeld und die Bäume hinter dem Garten erworben.

Ich kann die Hinterthür nicht anſehen, ohne jedem braven Geſchäftsmanne in der Stadt und auf dem Lande eine ähnliche zu wünſchen, durch die ſie ſich einmahl aus dem Geräuſch und Gewühl, in die Stille und Einſamkeit, aus dem Joche der Knechtſchaft, in die Freiheit des Eigenherrſeins, aus der Hitze und der Laſt des Tages, in die Kühle und den Schatten, aus der Arbeit, in die Ruhe, aus dem Wirken ins Große, in die Beglückung des kleinen häuslichen Kreiſes, aus dem Glanz und dem Ruhm der Welt, in die ſtille und belohnende Zufriedenheit und Genügſamkeit, aus den Aufopferungen, die ſo häufig mit Undank belohnt werden, in den belohnenden Selbſtgenuß, aus den Verdrehungen der Welt, in das tröſtliche Selbſtbewußtſein zurückziehen können.

Ach ſo eine Hinterthür iſt Goldes werth! und Heil dem, der durch ſie als ſein eigner Herr ins Freie und mit Ehren hinausgeht.

Sei alſo ſparſam und ſammle, und ſiehe dahin, daß du zur Zeit der Noth eine ſolche Hinterthür haſt.

Darum ſieh, du liebe ehrenfeſte Hinterthür, mich immer ſo offen und freundlich an, wenn ich in mein Haus hineintrete, und erinnere mich an das Eine was Noth iſt, an Lohn für Mühe und Arbeit.

Schier möchte ich meinen künftigen Sarg auch ſo eine glückliche Hinterthür nennen, durch die man ſich aus dem engen bedrängten Leben, in den weiten freien Himmel, aus der Noth, in Glück und Freude hindurchzieht, und hinter der der ganze Himmel mit allen ſeinen Seligkeiten, mit ſeinen ewigen Erndten für Erdenſaat und Mühe ausgebreitet liegt, hinter der ich dem Menſchenvater und allen Seligen, wie meinem Weibe und Kindern hier, nach vollbrachter Arbeit, in die Arme ſinke.

Nun darum immer munter ans Tagewerk; wenn die Plage zu groß wird, ſo zieht der Tod das Hinterthürchen auf, hinter welcher der Himmel offen iſt und die reichſte Erndte ausgebreitet da liegt, wo ſie mir alle entgegen eilen, die meinen Schweiß trocknen.

Gottlob, daß auch du liebe Hinterthür mir freundlich entgegen lachſt. Ich weiß es auch, daß ich durch dich als ein rechtſchaffener Mann gehen, und der ewigen Freiheit an die Bruſt ſinken werde.

XXIV.

Nachgedanken über die Hälfte.

Glückliche, beneidenswerthe Hälfte! Wohl dem, wer ſich mit dir begnügt und über dich nicht hinausgeht: Ruhe und Friede und die ſüße Eintracht des Herzens wohnt bei dir.

Du biſt beſſer als das Ganze, weil die Menſchen gähnen, wenn ſie das Ganze und Alles haben.

Da fällſt du mir, ſchwindelnde große Ehre, du an die Wolken reichender Ruhm, zuerſt ein. Wie glücklich iſt der, welcher dich nur bis zur Hälfte erreicht, mit dieſer Hälfte zufrieden iſt, und nicht weiter ſtrebt. Gebts, ihr lieben Menſchenkinder, doch nur gleich zu, daß die Hälfte hier beſſer ſei, als das Ganze. So lange du noch nicht die höchſten Stufen der Ehre und des Ruhms erreicht haſt, wirſt du noch nicht ſo beneidet und verfolgt, und haſt weniger Verantwortung. Wie mancher mag wünſchen, daß er bei ſeinem Streben nach Ehre und Ruhm auf der Hälfte ſtehn geblieben wäre, wo er ruhig und ohne Gefahr leben konnte. Je höher hinauf, deſto tiefer die Abgründe umher, deſto unſicherer der Standpunkt. Ach, bei der Ehre und bei dem Ruhme iſt die

Hälfte gewiß beſſer als das Ganze. Wer die höchſte Stufe erreicht hat, und von der ſchwindelnden Höhe herunterſieht, wo er außerdem keinen recht feſten ſichern Standpunkt hat, der wünſcht, daß er nicht ſo hoch geklettert ſeyn möchte.

Ich möcht es meinem künftigen Schwiegerſohne, den ich ein paarmal ſchon ertappt habe, wie er mit ſuchendem Auge hinter das wallende Tuch meiner Julie dringen wollte, wohl ſagen: lieber junger Freund, die Hälfte iſt beſſer als das Ganze. Ich darf das nicht erſt weiter ausführen, Vorſtellung und Einbildungskraft geben allen ſinnlichen Dingen einen höhern Reiz, als ſie wirklich haben. Ihr lieben Mädchen und Jünglinge, die ihr reges warmes Blut habt, und euch einander gefallet, ihr werdet mich wohl verſtehen, wenn ich ſage: die Hälfte iſt beſſer als das Ganze.

Wie viel tauſendmal iſt die Hoffnung und die Vorſpiegelung einer Freude und eines Vergnügens ſüßer als der Genuß ſelbſt, und wir wünſchten es noch vor uns zu haben und darauf hoffen zu können, wenn es ſchon vorüber iſt. Bei den mehreſten ſinnlichen Vergnügungen iſt die Hälfte beſſer als das Ganze. Hinter der Hälfte ſind noch Erwartungen und Ahndungen höherer Freuden; hinter dem Ganzen, dem vollen Genuße, iſt, wo nicht Ekel und Ueberſättigung, doch immer der gähnende Zuſtand, der nichts höheres mehr zu erwarten hat.

XXV.

Nachgedanken über mich, da ich zum erſtenſtenmale in die Welt guckte, und über ein Menſchengeſicht.

Wie mirs doch geweſen ſeyn mag, da ich zum erſtenmale in die weite Welt und ins Helle hineinſahe, das möcht' ich wohl wiſſen; ich möchte mich daran eximern können. So ein dummes Jüngelchen ich auch damals war, ſo wenig ich wußte, was ich ſah, ſo muß mirs doch gar ſonderbar vorgekommen ſeyn, als ich aus der Finſterniß des Mutterleibes, in das große Helle auf einmal hineinſahe. Es kann keine größere Ueberraſchung geben. Vorher, an dem kleinen, engen, finſtern Orte, und nun auf einmal in dem weiten hellen Raume; denn das kleinſte Zimmer, in welchem man gebohren wird, iſt gegen jenen Raum, in dem wir neun Monat verſchloſſen lagen, eine Welt. Und wenn ſich dann in unſerm kleinen Auge zum erſtenmal das Tageslicht ſpiegelt, wie wunderbar muß uns ſeyn. Ach, unſer Geburtstag iſt ein großer, feierlicher Auferſtehungstag für uns.

Wie uns da eine ganz andre Luft umgiebt! Wie aus der Nähe und Ferne, überall wo unſer Blick hinreicht, alles uns entgegen kommt, und ſich in unſerm kleinen Auge abmahlt und abſpiegelt. Ach, was mußte das für ein buntes, erquickendes Bild für das kleine Auge ſeyn, wenn es nun ſo zum erſtenmal in den blauen Himmel, in die weite grünende und blühende Natur, in das Leben und Weben der Geſchöpfe hineinſahe. Wie muß ſich aber alles vor meinen Blicken durcheinander gewirrt haben, da ich nichts von dem verſtand, was ich ſah. Zum erſtenmale die ſchöne Erde ſehn! Bei dem Gedanken will ich verweilen. Ach zum erſtenmale etwas Schönes ſehen! wie viel Wonne liegt darin, wenn auch der Gegenſtand kleiner und unbedeutender iſt. Zum erſtenmale das Licht das Helle ſehen! Unbegreifliche, unausſprechliche Wonne für den, der vorher immer im Finſtern war und noch nie Licht ſahe. Die Stunde, wo ein Blindgebohrner zum erſtenmale ſieht, muß ihm die höchſte Seligkeit des Himmels geben. Wenn jemand nur eine zeitlang das weite Helle nicht geſehen, und etwa in einem finſtern Kerker geſchmachtet hat, wie ſeelig iſt ihm ſchon zu Muthe, wenn er es wieder ſieht — ach! und wer es nun vorher noch nie ſah, und es dann zum erſtenmale erblickt, gewiß der ſchönſte Vorſchmack der Himmelsſeligkeit!

Ihr Bäume, Blumen, Wieſen und Gärten, du blaues Himmelsgewölbe mit deinen weißen wan-

dernden Wolken, du buntes Gemenge von Menſchen, Thieren, Häuſern, Thürmen u. ſ. w. ſagt mir doch, wie mir in meiner kleinen Seele war, da ich euch zum erſtenmale ſahe? Sonne und Mond und Sternenhimmel, wie war mir denn, als ihr zum erſtenmale euch in meinem Auge ſpiegeltet? Als ich zum erſtenmale hörte, buntes Gewirr der Töne, der Menſchenſprache, des Geſanges, der Muſik, wie war mir, als euch mein Ohr zuerſt vernahm?

O ich glaube, der Menſch ertrüge dieſe Wonne nicht, ſie verwirrte ſeine Sinne, wenn er alles dies mit Verſtand zum erſtenmale ſähe und hörte. Wenn eine übergroße, überraſchende Freude tödten kann, wie man Beiſpiele gehabt haben will, ſo ſtürbe der Menſch bei dieſem Anblick, wenn ſeine Seele ihn faßte; denn eine überraſchendere, eine höhere Wonne kann es auf der Erde doch wohl nicht geben!

Darum iſt es gut, lieber Gott, daß ich ein kleiner dummer Junge war, als ich zum erſtenmale die Welt ſahe, und ihren Wohlklang hörte.

Zum erſtenmale etwas ſehen! Ich kann mich noch immer nicht von dem Gedanken und der Seeligkeit, mit welcher er mich erfüllt, loßwinden.

Zum erſtenmale ein ſchönes Menſchengeſicht, nein! das ſagt noch nicht alles! Zum erſtenmale das Geſicht unſrer Mutter zu ſehn! Ich habe keine

Worte für das Süße und namenlos Erquickende der Vorstellung, die sich mein Geist davon macht.

O das hätt' ich mit Verstand zum erstenmale sehen mögen, das hat nichts Verblendendes, das würde meine Sinne nicht zerrüttet haben; wer weiß aber, ob ich nicht vor überraschender Freude gestorben wäre.

Das Gesicht meiner Mutter, o dieses allernächsten meines Lebens, dieser innigsten und ersten Blutsverwandtin, der ich schon im Anfange meines Werdens im Mutterleibe angehörte, mit der ich vom ersten Augenblick auf das innigste verbunden, deren eigenes Blut ich war; dies Gesicht, die äußere schöne Gestalt meiner Mutter, mit Verstand zum erstenmale gesehn, und die Wonne seines holden mütterlichen Anblicks, mit dem Bewußtseyn ihrer Liebe zu mir, die mich mit ihrem eignen Blute nährte, die mich unter ihrem Herzen tief inwendig mit bänglicher, mütterlicher Sorgfalt getragen hatte, in meiner Seele ganz gefaßt zu haben, — wahrlich! ich hätte vor Freude sterben müssen.

Was hätte mich denn mehr überraschen können, als dies! Als ich unter ihrem Herzen noch lag, war ich mit Finsterniß umgeben, und sahe nicht; und hätte sich mein Auge auch geöffnet, so hätte ich nichts als Finsterniß, oder eine mich umschließende aderreiche Haut gesehn. Nun trat ich ans Licht, und sah die wunderbare, schöne Menschengestalt,

das ſchönſte der Erde, ein holdes, mütterliches Geſicht, das mir zulächelte; ſah die Menſchengeſtalt, die mich in ſich nährte, und von der ich, wenn ich auch Verſtand gehabt hätte, nur im Mutterleibe, gar keine wahre Vorſtellung hätte machen können, ſah die nun mit ihren Lippen an mir ruhen, ſah ihr himmliſch und holdſeelig lächelndes Auge — wahrlich, ich wäre vor Freuden geſtorben!

Ein ſchönes Menſchengeſicht zum erſtenmale ſehen, iſt mir eine erquickende Vorſtellung. Ich denke mir oft, wie einem ſeyn müßte, wenn das Geſicht der weiblichen Schönheit, wie eine weibliche Heimlichkeit ſtets verdeckt wäre, gleichſam als das Allerheiligſte, ſtets hinter einem dicken Vorhange ſich befände, und mit der feinſten Schamhaftigkeit, und der ſtrengſten Keuſchheit, die von jedem Männerblick ſich entheiligt und entehrt glaubte, ſich vor jedem Erblicktwerden jungfräulich ſchüchtern bewahrte und beſchützte, ſich ſeiner Entblößung, nach einem gewiſſen Herkommen, und nach gewiſſen eingeführten Regeln der weiblichen Sittlichkeit, eben ſo, und noch mehr, als der Enthüllung der geheimſten Theile ſchämte; und wenn dieſe Enthüllung der allerheiligſten Schönheit, nur erſt mit der Aufopferung der jungfräulichen Keuſchheit, im Taumel der Liebe, in der Brautnacht, dem innigſtgeliebten Beſtürmer nachgegeben würde; nur er ſähe nun zum erſtenmale das ſchöne, göttliche, ſchamhafte,

liebende Auge, worin ſeine Seeligkeit, ſein Himmel funkelt, worin das ſanfte, edle Herz, das er vorher ſchon immer bewunderte, der rege Geiſt ſteht, den er vorher ſchon immer ehrte; ſähe das jugendliche Morgenroth der Wangen und Lippen zum erſtenmale, ſähe alle die holden, weiblichen, ſanften Züge, deren Schönheit keiner ausſpricht, zum erſtenmale, und das Kämpfen der Blicke über die enthüllte Schamhaftigkeit des Allerheiligſten, die über das ganze Geſicht ſchwebende Schamröthe, das Geſicht zum erſtenmale, deſſen Reiz durch die beſtändige vorherige Verhüllung, die Phantaſie ſo oft beſchäftigt hat, nach deſſen Erblickung man ſo begierig und lüſtern war, dieſes Geſicht, das man ſo innig ſchon vorher liebte, den Mund, von dem man ſchon ſo ſüße Töne hörte; dies Geſicht, in Verbindung mit der ſchönen Körpergeſtalt, die man ſchon immer bewundert hat, zum erſtenmale ſehen zu dürfen, den Schleier von ihm zurückzuſchlagen, den höchſten, erſten Sitz der weiblichen Schönheit, voll Charakter, voll Geiſt, voll Anmuth und Reiz, gegen den der ganze übrige äußere Körper, nur ein todter Fleiſchklumpen iſt, nun zum erſtenmal zu erblicken, zu berühren, zu küſſen, dieſe Freude muß um ſo vielmal größer ſeyn, als das Geſicht des Menſchen, alle übrigen Theile ſeines Körpers, an wahrer und ausdrucksvoller Schönheit, an Leben, Kraft und mannigfaltiger Würkung, an Anmuth und Grazie übertrifft.

Aber dieſe Freude wäre dennoch lange nicht ſo groß, als die, wenn ich mit vollem Bewuhtſeyn, das Angeſicht meiner Mutter, bei meinem Eintritt in die Welt, zum erſtenmale erblickt hätte. Die Erinnerung aller ihrer Wohlthaten an mir, ihrer Liebe zu mir, die ihr Leben mit mir theilt, und mit Freuden für mich Schmerzen leidet, die Erinnerung dieſer höchſten, innigſten Liebe der Erde, welche eine Mutter für ihr Kind unterm Herzen hat, hätte ja alle die Reize des Muttergeſichts noch tauſendmal mehr erhöhen müſſen, ich wäre dahin geſunken vor Entzückung.

Bei vollem reifen Bewußtſeyn hätte der Menſch dieſe Freude nicht überlebt, das glaub ich gern; aber nur bei etwas mehr Verſtand hätt' ich mir dieſen Eintritt, dieſen erſten Anblick der Welt und miner Eltern gewünſcht. Und dieſer Wunſch hat mich noch mehr erfüllt, ſeit ich in einem Buche, das ein Mann, der ſich Jean Paul nennt, geſchrieben hat, die Ausführung dieſer Ideen ſo unausſprechlich ſchön beſchrieben gefunden habe. Da ſieht ein Knabe, von zehn Jahren, Guſtav heißt er, die Welt und ſeine Eltern zum erſtenmale.

Ach, dieſer Guſtav möchte ich ſeyn! Er hatte zehn Jahre in einer unterirdiſchen Höhle gelebt, wo das Tageslicht nicht hineinſahe, und ging an ſeinem Geburtstage, aus dem finſtern Mutterleibe der Erde, in die Welt ans Licht, und ſah die ſchöne

Geſtalt, und das Antlitz der Erde, und ſeine Mutter und ſeinen Vater zum erſtenmale. Dieſer Guſtav möchte ich geweſen ſeyn!

O ſo wird mir denn auch, wenn mich der groſſe Genius aus der Gruft in den Himmel gehoben hat, und ſeine Sonnen und Freuden meine Seele überwältigen, eine bekannte Menſchenbruſt entgegenkommen, an der ich das ſchwache Auge aufſchlagen kann. Alle werden mich umarmen wollen; denn ich bin dann von allen geliebt, alle ſind eine, eine unausſprechliche Liebe!

Ach, und die erſten zwei Seeligen, die euch, ihr Kinder unſers Herzens, im Himmel entgegenkommen, entgegenfliegen, ſind eure Eltern, ich und mein Engelweib. Amen.